



universität  
wien

# DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Voltaires Candide in deutscher Übersetzung“

Verfasserin

Andrea Reitinger

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2011

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 393

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Vergleichende Literaturwissenschaft

Betreuer:

Ao. Univ.-Prof. Dr. Norbert Bachleitner



# Inhaltsverzeichnis

<b>1. Einleitung.....</b>	<b>1</b>
<b>2. Die literarische Übersetzung .....</b>	<b>3</b>
2.1 Deutsche Übersetzungsgeschichte.....	3
2.2 Übersetzungstypen.....	6
2.3 Adäquatheit und Äquivalenz .....	8
2.4 Einige Übersetzungsprobleme.....	14
2.5 Warum Neuübersetzungen .....	18
<b>3. Candide: Der Autor, der Text, die Übersetzungen.....</b>	<b>23</b>
3.1 Voltaires Leben und Werk .....	23
3.2 Contes philosophiques .....	25
3.3 Candide - Hintergründe, Entstehung und Aufbau .....	27
3.4 Inhalt.....	30
3.5 Candide in deutscher Übersetzung.....	32
<b>4. Übersetzungsvergleich .....</b>	<b>35</b>
4.1 Der Titel.....	36
4.2 Kapitelüberschriften .....	38
4.3 Namen.....	42
4.4 Orte.....	49
4.5 Beleidigungen.....	53

4.6 Veraltete Ausdrücke.....	60
4.7 Währungen/Maßeinheiten.....	65
4.8 Redewendungen.....	68
4.9 Die Höflichkeitsform.....	70
4.10 Metaphern.....	72
4.11 Kulturzpezifische Bezeichnungen.....	75
4.12 Ironie .....	80
4.13 Geschwindigkeit.....	85
<b>Fazit .....</b>	<b>88</b>
<b>Bibliografie .....</b>	<b>90</b>

# 1. Einleitung

Kaum ein anderes französisches Werk wurde so oft ins Deutsche übersetzt wie der philosophische Roman *Candide ou l'Optimisme*. Es gibt derzeit 26 Übersetzungen, 20 davon wurden zwischen 1900 und heute verfasst. Auf dem Buchmarkt sind fast alle großen Verlage mit einer Neuausgabe des Werkes vertreten. Die neuesten Übersetzungen stammen aus den Jahren 2003 und 2006. Es stellt sich dabei die Frage, ob tatsächlich die Notwendigkeit an weiteren Neuübersetzungen besteht. Ist *Candide* unübersetzbar und alle 25 Übersetzungen bis zum Jahr 2002 unzureichend? Ist es überhaupt möglich ein Werk aus dem 18. Jahrhundert adäquat zu übersetzen, ohne dieses zu modernisieren? Diese Fragen versuche ich in der vorliegenden Diplomarbeit anhand eines Übersetzungsvergleichs zu beantworten.

Bei der Vorgehensweise eines Übersetzungsvergleichs tauchen schon vor Beginn einige Grundprobleme auf. Vor allem bei alten Texten stellt sich die Frage, welche Übersetzungen für den Vergleich heranzuziehen sind. Kann man eine Übersetzung von 1780 tatsächlich mit einer Übersetzung aus dem Jahr 2006 vergleichen? Wenn so viele Jahrhunderte zwischen Übersetzungen liegen und sich sowohl die Rolle des Übersetzers und der Übersetzung grundlegend geändert hat, als auch die Sprache einige Veränderungen durchgemacht hat, ist unklar, ob es sinnvoll ist, diese verschiedenen Übertragungen zu vergleichen oder zu kritisieren. Demnach müsste aber auch schon der Übersetzer eines Klassikers in der heutigen Zeit fragen, ob es überhaupt möglich ist, solch ein Werk adäquat zu übersetzen. Nicht nur die Ausgangssprache hat sich bedeutend verändert, womit häufig schon Probleme beim Verstehen des Originaltextes aufkommen, auch die Zielsprache hat sich in der seit Herausgabe des Werkes vergangenen Zeit verändert, so dass der Übersetzer der damaligen Sprache nicht geläufig ist. Wie die Übersetzer mit dieser schwierigen Aufgabe umgegangen sind soll im Hauptteil dieser Diplomarbeit analysiert werden.

Den ersten Teil der Arbeit bildet ein Einblick in die deutsche Übersetzungsgeschichte. Darauf soll ein theoretischer Überblick übersetzungswissenschaftlicher Themen folgen mit besonderem Augenmerk auf den Äquivalenzbegriff nach Werner Koller, dessen 5 Bezugsrahmen der Äquivalenz die theoretische Grundlage bilden sollen. Weiters wird in diesem Kapitel das Thema der Neuübersetzungen und vor allem die Notwendigkeit von Neuübersetzungen behandelt.

Im nächsten Kapitel soll ein Überblick in das Leben und Werk des Autors Voltaire, den philosophischen Roman im Allgemeinen und inhaltliche und textstrukturelle Aspekte des Romans *Candide* gegeben werden.

Der Hauptteil dieser Diplomarbeit ist eine vergleichende Analyse 5 deutscher *Candide*-Übersetzungen mit dem Originaltext. Da die Frage nach der Notwendigkeit von Neuübersetzungen ein Thema der folgenden Arbeit ist und wichtige Fragestellungen aufwirft, habe ich für die Analyse die Neuübersetzung von Wolfgang Tschöke aus dem Jahr 2003 und die Neuübersetzung von Ulrich Bossier aus dem Jahr 2006 ausgewählt. Außerdem werden die berühmte und immer wieder neu editierte Übersetzung von Ilse Lehmann aus dem Jahr 1948 und die ebenfalls oft herausgegebene Übertragung von Ernst Sander aus dem Jahr 1925 analysiert. Die älteste für den Vergleich herangezogene Übersetzung stammt von W.C.S Mylius, diese wurde im Jahr 1778 verfasst.

## 2. Die literarische Übersetzung

### 2.1 Deutsche Übersetzungsgeschichte

Die geschriebene deutsche Sprache war in der althochdeutschen Zeit (8. - 11. Jahrhundert) fast nur in Übersetzungen vorzufinden. Texte, die unabhängig von der lateinischen Sprache nur auf deutsch verfasst wurden, bildeten zu dieser Zeit die Ausnahme. In der althochdeutschen Zeit wurde ausschließlich in Klöstern übersetzt. Damit sollte den Klosterschülern beim Verstehen der Originale und beim Lateinlernen geholfen werden.<sup>1</sup> Durch diese Übersetzungen war es der deutschen Sprache schließlich möglich Latein als Fach- und Literatursprache abzulösen.

Das Deutsche als Schriftsprache in allen Lebensbereichen setzte sich in der mittelhochdeutschen Zeit (Mitte 11. - Mitte 14. Jahrhundert) immer mehr durch und in dieser Entwicklung spielt die Übersetzung, Bearbeitung und Aneignung von fremden Vorlagen, Quellen und Stoffen eine große Rolle. Durch die Übersetzung von damals zum größten Teil lateinischen und französischen Texten erweiterte und differenzierte sich das deutsche Wort- und Begriffsinventar und auch die Syntax enorm. Nach 400 Jahren Sprach- und Übersetzungsarbeit war die deutsche Sprache geeignet für schwierigste theologische und philosophische Themen.<sup>2</sup> Die höfische Epik und Lyrik dieser Zeit hielt sich vor allem an Frankreich. Allerdings kann man die daraus entstandenen Übersetzungen nicht mit solchen der heutigen Zeit vergleichen, zum Beispiel waren die mittelhochdeutschen Übersetzungen häufig doppelt wenn nicht sogar dreimal so lang wie die jeweiligen Originale.

In der Frühneuhochdeutschen Zeit (Mitte 14. - Mitte 17. Jahrhundert) entwickelte sich aus mehreren verschiedenen deutschen Schriftsprachen eine einzige

---

<sup>1</sup>Vgl. Koller, Werner: Einführung in die Übersetzungswissenschaft. Wiebelsheim: Quelle und Meyer Verlag, 2004 (7. aktualisierte Auflage), S.62

<sup>2</sup>Vgl. ebd.

Schriftsprache - dies ist zum größten Teil Martin Luthers Bibelübersetzung zu verdanken. In dieser Epoche wurden der Übersetzungsbegriff und Übersetzungsprinzipien von Luther in seinem „Sendbrief vom Dolmetschen“ (1530), von der „Wiener Schule“ und im deutschen Frühhumanismus reflektiert.<sup>3</sup> In der „Wiener Schule“ wurden dabei 2 Übersetzungstypen unterschieden:

- a) Übersetzungen die sich stark am Latein der Vorlage orientierten, die Eigentümlichkeit der lateinischen Sprache sollte im Deutschen nachvollzogen werden.
- b) freie, eingedeutschte Übersetzungen, bei welchen der Übersetzer nach eigenem Ermessen Belehrungen und religiöse Erläuterungen hinzufügen und auch Kürzungen vornehmen konnte.<sup>4</sup>

Im deutschen Frühhumanismus unterschied man ebenfalls zwischen zwei Übersetzungstypen:

- a) Niklas von Wyle hatte den Grundsatz der lateinischen Sprache möglichst treu zu bleiben, er legte dabei keinen Wert auf Verständlichkeit für alle Menschen.
- b) die Frühhumanisten Albrecht von Eyb und Heinrich Steinhöwel etablierten eine deutlich freiere Übersetzungsmethode, durch Verdeutschen und Adaptieren sollten die Übersetzungen vor allem verständlich gemacht werden.

Im Zusammenhang mit der neuhochdeutschen Zeit (ab Mitte 17.Jahrhundert) sind vor allem die übersetzungstheoretischen Haltungen von Johann Christoph Gottsched und Johann Jacob Breitinger zu erwähnen. Beide waren sich einig, dass Sprachen einander nicht hundertprozentig entsprechen können, sie

---

<sup>3</sup>Vgl. Koller: S.64

<sup>4</sup>Vgl. ebd.



unterschieden sich aber in der Ansicht, wie sich Übersetzer Schwierigkeiten gegenüber verhalten sollten. Gottsched befand eine Übersetzung dann als gut, wenn sie mit den Regeln der aufklärerischen normativen Poetik übereinstimmte. Wenn ein Original nicht diesen Regeln entsprach, hatte der Übersetzer die Aufgabe, den Originaltext in seiner Übersetzung zu verbessern. Es konnte in Folge dessen zu Auslassungen, Kürzungen und Erweiterungen kommen. Auch legte er Wert darauf, dass die Übersetzung den Regeln der Sprachkunst folgte und ganz Deutsch war.<sup>5</sup>

Breitinger vertrat im Gegensatz dazu eine ganz andere Auffassung in Bezug auf Übersetzungen: Er meinte, dass eine Übersetzung nicht im Geringsten vom Originaltext abweichen dürfe. Fremdsprachige Wörter, Sprichwörter und Metaphern aber auch grammatikalische Eigenheiten sollten in der deutschen Sprache nachgebildet werden. Seiner Ansicht nach käme es der deutschen Sprache zu Gute wenn diese durch vorerst fremd wirkende Ausdrucksmöglichkeiten erweitert würde.<sup>6</sup>

Breitingers Ansätze wurden von Johann Gottfried Herder fortgeführt und zum Beispiel in der Homerübersetzung von Johann Heinrich Voß aus dem Jahr 1793 in die Tat umgesetzt.

Er bildete die Sprach- und Stilzüge von Homer systematisch nach und durchbrach somit auf radikale Weise die bis ins 19. Jahrhundert reichenden Sprach- und Stilreglementierungen.<sup>7</sup>

Friedrich Schleiermacher erörterte schließlich in seiner Abhandlung „Über die verschiedenen Methoden des Übersetzens“ aus dem Jahr 1813, dass poetische und philosophische Texte nur dann übersetzbar sind, wenn die Sprache in der Übersetzung konsequent verfremdet und nicht verdeutscht wird. Er war für eine eigene Übersetzungssprache, die immer zu Sprachveränderung führt.<sup>8</sup> Laut ihm kann „nur durch Abweichung von der geltenden Norm das Fremdsprachige in

---

<sup>5</sup>Vgl. Koller: S.67

<sup>6</sup>Vgl. ebd: S.68

<sup>7</sup>Vgl. ebd.

<sup>8</sup>Vgl. ebd.: S.68

der Zielsprache sichtbar gemacht werden“.<sup>9</sup> Schleiermacher forderte vom literarischen Übersetzer sprachliche Kreativität und Mut zur Spracherneuerung.

Mit Schleiermachers Ansatz beschäftigt sich jede moderne Übersetzungstheorie. Im 19. und 20. Jahrhundert gab es kaum neue Ansätze zur Übersetzung, es wurde nur versucht, Mittelwege zu finden und zu definieren. In unserer Zeit ist man sich weithingehend einig, dass die sprachlichen und stilistischen Möglichkeiten der deutschen Sprache so weit entwickelt sind, dass man keine eigene „künstliche“ Übersetzungssprache mehr braucht, allerdings sind immer noch große Unterschiede zwischen den Sprachen und Kulturen gegeben, die das Übersetzen (auch bei europäischen Sprachen) zu einer großen Herausforderung machen.<sup>10</sup> Werner Koller beschreibt die Übersetzungssituation so:

Und weil sich die sprachlichen Normen und Rezeptionsbedingungen ständig verändern, verändert sich nicht nur die kommunikative, sondern auch die sprachliche Herausforderung. Deshalb kommt weder die übersetzungstheoretische Reflexion noch die praktische Übersetzungsaufgabe (noch auch die Diskussion der möglichen und richtigen Anleitungen zu dieser Praxis) je zu einem Abschluß: Jeder übersetzte Text enthält bereits die Aufforderung zur Neuübersetzung in sich.<sup>11</sup>

Ob tatsächlich jede Übersetzung eine Aufforderung zur Neuübersetzung enthält und ob es bei einer so großen Anzahl an Übersetzungen, wie es bei *Candide* der Fall ist, noch die Notwendigkeit an weiteren Übersetzungen gibt, soll in weiterer Folge besprochen werden.

## 2.2 Übersetzungstypen

Es gibt viele Definitionen zum Ziel und Zweck einer Übersetzung und diese

---

<sup>9</sup>Koller: S.68

<sup>10</sup>Vgl. ebd.

<sup>11</sup>Koller: S.69

unterscheiden sich teilweise stark voneinander. Durch die Jahre haben sich einige Übersetzungstypen entwickelt, Katharina Reiß beschreibt die wichtigsten oder gebräuchlichsten Übersetzungstypen so<sup>12</sup>:

1. Die Interlinearversion (Wort-für-Wort-Übersetzung): Diese erklärt sich praktisch von selbst, es wird dabei keine Rücksicht auf Gesetze der Zielsprache genommen sondern nur Wort für Wort übersetzt.
2. Die wörtliche Übersetzung (grammar translation): Diese wird vor allem im Fremdsprachenunterricht praktiziert, es wird zwar wörtlich übersetzt aber auf die syntaktischen Gesetze der Zielsprache Rücksicht genommen.
3. Die dokumentarische/philologische/ „gelehrte“ Übersetzung: Hier wird versucht dem zielsprachlichen Leser beizubringen, wie der Autor mit seinen Originallesern kommuniziert hat.<sup>13</sup> Dabei werden die Eigenheiten der Ausgangssprache so stark betont, dass die Zielsprache völlig verfremdet wirkt.
4. Die kommunikative Übersetzung: Dabei wird versucht, einen Text nicht unnötig zu verfremden und so zu übersetzen, dass dem Text die Übersetzung nicht anzumerken ist.
5. Die bearbeitende Übersetzung: Damit sind alle Übersetzungen gemeint, die den Ausgangstext sprachlich und inhaltlich aus übersetzungstechnisch nicht notwendigen Gründen bewusst verändern.

Zur Wahl des richtigen Übersetzungstyps muss oder sollte sich der Übersetzer zwei Fragen stellen: 1. Für wen wird übersetzt? und 2. Zu welchem Zweck wird übersetzt?<sup>14</sup>

---

<sup>12</sup>Vgl. ebd. S.21

<sup>13</sup>Vgl. ebd. S.22

<sup>14</sup>Vgl. Reiß, Katharina: S. 23

## 2.3 Adäquatheit und Äquivalenz

Es ist wichtig, die Begriffe Adäquatheit und Äquivalenz voneinander zu unterscheiden. Adäquatheit steht für Angemessenheit, Äquivalenz für Gleichwertigkeit. Übersetzerische Entscheidungen müssen immer dem Zweck angemessen, adäquat, sein<sup>15</sup>, manchmal unterscheiden sich aber der Zweck des Ausgangstextes und des Zieltextes, wovon dann die Äquivalenz der beiden betroffen ist. Zum Beispiel wählt der Übersetzer bei der wörtlichen Übersetzung die adäquaten Worte und den adäquaten Satzbau und erreicht damit lexikalische und grammatische Äquivalenz auf der Satzebene, aber nicht unbedingt auf der Textebene.<sup>16</sup> Äquivalenz kann sowohl zwischen einzelnen sprachlichen Zeichen eines Textes als auch zwischen ganzen Texten bestehen. Zum Beispiel kann es sein, dass es für eine gewisse Redewendung des Deutschen kein französisches wörtliches Äquivalent gibt, allerdings kann der Text als Ganzes trotzdem äquivalent sein da er mit einer passenden (wenn auch nicht wörtlichen) französischen Redewendung die selbe kommunikative Funktion erfüllt.

Um einen Text übersetzungskritisch bearbeiten zu können ist es wichtig, den Äquivalenzbegriff noch näher zu erläutern und in Unterkategorien einzuteilen. Werner Koller nennt hierbei verschiedene Äquivalenzunterteilungen. Diese verschiedenen Unterteilungen des Äquivalenzbegriffs sollen in späterer Folge die theoretische Grundlage der Übersetzungsanalyse bzw. des Übersetzungsvergleichs bilden:

---

<sup>15</sup>Vgl. Reiß, Katharina: S.106

<sup>16</sup>Vgl. Reiß, Katharina: S.107

## Denotative Äquivalenz

Hierbei handelt es sich um die rein inhaltliche Beziehung von Worten einer Sprache zu den möglichen Äquivalenten einer anderen Sprache.<sup>17</sup> Koller unterscheidet dabei 5 verschiedene Entsprechungstypen.

a. Die Eins-zu-eins-Entsprechung: Für ein Wort in der Zielsprache gibt es nur eine einzige Entsprechung in der Ausgangssprache. In diesem Fall kommt es kaum zu Übersetzungsschwierigkeiten<sup>18</sup>

b. Die Eins-zu-viele Entsprechung: In der Ausgangssprache ist ein Wort vorzufinden für das es in der Zielsprache mehrere Entsprechungen gibt. Dabei kann es häufig zu Übersetzungsschwierigkeiten kommen. Ein Beispiel dafür ist das deutsche Wort Großmutter: In einigen Sprachen gibt es für den Begriff „Großmutter“ eine Eins-zu-eins-Entsprechung, wie zum Beispiel in der englisch Sprache „Grandmother“ oder im Französischen „Grandmère“. Im Norwegischen (sowie auch im Schwedischen und Dänischen) unterscheidet man diesen Begriff noch konkreter, nämlich in „Mormor“ und „Farmor“ - das bedeutet, dass man in diesen Sprachen, wenn von der Großmutter die Rede ist, immer weiß, ob es sich dabei um die Mutter der Mutter oder um die Mutter des Vaters handelt.<sup>19</sup>

c. Die Viele-zu-eins-Entsprechung: Für mehrere verschiedene Ausdrücke in der Ausgangssprache gibt es nur einen entsprechenden Ausdruck in der Zielsprache. So ein Fall kann bei einer Übersetzung mit Hilfe von Adjektiv- und Genitivzusätzen gelöst werden. Zum Beispiel kann der norwegische Begriff „Farmor“ mit „Großmutter väterlicherseits“ übersetzt werden.<sup>20</sup>

---

<sup>17</sup>Vgl. Koller: S.228

<sup>18</sup>Vgl. ebd. S.229

<sup>19</sup>Vgl. Koller: S.230

<sup>20</sup>Vgl. ebd. S.231

d. Die Eins-zu-Null-Entsprechung: Dabei handelt es sich um Ausdrücke in der Ausgangssprache für die es in der Zielsprache keine Entsprechung gibt.<sup>21</sup> Um die durch das Fehlen einer Entsprechung entstehende Lücke zu beheben, schlägt Koller 5 verschiedene Verfahren vor:

-) Der AS-Ausdruck kann in die Zielsprache entweder unverändert, wenn nötig unter Anführungszeichen als Zitatwort übernommen werden, oder „an die phonetischen, graphemischen und/oder morphologischen Normen der Zielsprache“<sup>22</sup> angepasst werden.

-) Der Ausdruck der Ausgangssprache kann wörtlich in die Zielsprache übernommen werden. Koller bringt hier als Beispiel den deutschen Ausdruck „Berufsverbot“ der zwar im Französischenn als solcher nicht existiert, aber durch die Übersetzung jedes Wortglieds „les interdictions professionnelles“ lauten würde.

-) Es wird um die Lücke zu füllen ein Ausdruck in der Zielsprache gewählt, der eine ähnliche Bedeutung hat wie der AS-Ausdruck

-) Als vierte Möglichkeit schlägt Koller vor, den AS-Ausdruck in der Zielsprache zu umschreiben, zu kommentieren oder zu definieren.<sup>23</sup>

-) Der AS-Ausdruck wird adaptiert - genauer ausgedrückt: „die Ersetzung des mit einem Ausgangssprachenausdruck erfaßten Sachverhalts durch einen Sachverhalt, der im kommunikativen Zusammenhang der Zielsprache eine vergleichbare Funktion bzw. einen vergleichbaren Stellenwert hat“.<sup>24</sup>

---

<sup>21</sup> ebd. S.232

<sup>22</sup> ebd.

<sup>23</sup> Vgl. Koller: S.233

<sup>24</sup> ebd. S.234

e. Die Eins-zu-Teil-Entsprechung: Von diesem Fall spricht man, wenn es in der Zielsprache zwar eine scheinbar passende Entsprechung für einen Ausgangssprachenausdruck gibt, diese aber nur teilweise dem Begriff der Originalsprache entspricht. Hier führt Koller das Beispiel des deutschen Wortes *Hexe* an, das dem englischen Ausdruck „witch“ nicht ganz entspricht. Während in der deutschen Sprache mit einer Hexe eher eine alte, hässliche Frau konnotiert wird, handelt es sich bei einer englischen „witch“ häufiger um eine jugendliche, zauberhafte Gestalt.<sup>25</sup> Es entstehen durch Eins-zu-Teil-Entsprechungen allerdings nicht immer Übersetzungsschwierigkeiten, es kann auch sein, dass eine Teilentsprechung allein durch den Kontext die Bedeutung des ursprünglichen Ausdrucks annimmt.<sup>26</sup>

### **Konnotative Äquivalenz**

Ein Ausdruck hat oftmals mehrere, verschiedene Synonyme. Diese haben meist zwar die selbe denotative Bedeutung, das heißt die selbe Hauptbedeutung, die verschiedenen Ausdrucksmöglichkeiten vermitteln aber verschiedene konnotative Werte.<sup>27</sup> Zum Beispiel sind die Begriffe „Samstag“ und „Sonnabend“ im Grunde genommen gleichbedeutend, allerdings wird „Sonnabend“ im süddeutschen Raum und in Österreich kaum verwendet, es wird mit diesem Ausdruck demnach ein bestimmter geografischer Raum konnotiert. Koller meint, dass „die Herstellung konnotativer Äquivalenz zu den meist nur annäherungsweise lösbaren Problemen des Übersetzens gehört“.<sup>28</sup>

Koller unterscheidet dabei zwischen verschiedenen konnotativen Dimensionen:

- a. Konnotationen der Stilschicht (darunter fallen zum Beispiel Werte wie gehoben, dichterisch, vulgär, umgangssprachlich)

---

<sup>25</sup>Vgl. ebd. S.236

<sup>26</sup>Vgl. ebd. S.238

<sup>27</sup>Vgl. Koller: S.240

<sup>28</sup> ebd. S.241

- b. Konnotationen, die mit dem Sprachgebrauch unterschiedlicher Gesellschaftsschichten verbunden werden<sup>29</sup>
- c. Konnotationen der geographischen Zuordnung oder Herkunft
- d. Konnotationen des Mediums
- e. Konnotationen in der stilistischen Wirkung (zum Beispiel veraltet, euphemistisch, bildhaft etc.)
- f. Konnotationen der Häufigkeit der Verwendung (oft gebrauchte Ausdrücke, weniger oft gebrauchte Ausdrücke)<sup>30</sup>
- g. Konnotationen der Anwendungsbereiche (juristische Sprache, fachsprachlich etc.)
- h. Konnotationen der Bewertung (ironisierende Bewertung, positive, negative)<sup>31</sup>

### **Textnormative Äquivalenz**

Verschiedene Texte (zum Beispiel wissenschaftliche Texte, Gebrauchsanweisungen etc.) haben verschiedene Normen, die in den Übersetzungen eingehalten werden müssen. In verschiedenen Sprachen gibt es zum Beispiel verschiedene Gesetze, wie Überschriften von Geschäftsbriefen verfasst werden, in der Übersetzung sollen die Überschriften der Norm der Zielsprache entsprechen.<sup>32</sup>

---

<sup>29</sup>Vgl. ebd. S.243

<sup>30</sup>Vgl. ebd. S.244

<sup>31</sup>Vgl. Koller S.246

<sup>32</sup>Vgl. ebd. S.247



## **Pragmatische Äquivalenz**

Damit wird die Äquivalenz bezeichnet, die sich auf den Leser des Zielsprachentextes bezieht. Die Rezeptionsbedingungen des Ausgangstextes (in der Zeit des Ausgangstextes) unterscheiden sich häufig von den Bedingungen, die die Leser der Zielsprache vorfinden. In einem Text des 19. Jahrhunderts erscheinen Begriffe, Begebenheiten, Persönlichkeiten, die im Wissensschatz der Rezipienten des 19. Jahrhunderts sind, Rezipienten eines anderen Landes und einer späteren Zeit verfügen jedoch nicht mehr über dieses für das Textverständnis vorausgesetzte Wissen.<sup>33</sup> Diese Wissensdefizite können in der Übersetzung mit hilfreichen Kommentaren ausgeglichen werden. Allerdings soll dabei beachtet werden, dass der Leser des Zielsprachentextes weder unterfordert (wenn der Text unnötig viel kommentiert wird), noch überfordert wird (wenn der Übersetzer Wissen von den Rezipienten erwartet, das diese nicht haben können). Es stellt sich die Frage, inwieweit der Übersetzer in den AS-Text eingreifen darf oder soll. Es gibt sogenannte Übersetzungen die nicht mehr als solche bezeichnet werden sollen, weil sie den Originaltext zu stark bearbeiten. Koller führt das Beispiel an, dass eine Übersetzung von „Robinson Crusoe“, die speziell für Kinder und Jugendliche angefertigt wurde und daher zahlreiche Auslassungen, Vereinfachungen usw. enthält, nicht mehr als Übersetzung gelten kann, auch wenn einzelne Textstellen dem Ausgangstext entsprechen.<sup>34</sup>

## **Formal-ästhetische Äquivalenz**

Dabei geht es um den Äquivalenzbegriff, der sich auf „bestimmte ästhetische, formale und individualistische Eigenschaften des Ausgangstextes bezieht“.<sup>35</sup> Unter diese Eigenschaften fallen einige verschiedene Kategorien. Laut Koller ist

---

<sup>33</sup>Vgl. ebd. S.248

<sup>34</sup>Vgl. Koller: S.249

<sup>35</sup>ebd. S. 216

es die Aufgabe

der Übersetzungswissenschaft, die Möglichkeiten formalästhetischer Äquivalenz im Blick auf Kategorien wie Reim, Versformen, Rhythmus, besondere stilistische (auch individualistische und werkspezifische) Ausdrucksformen in Syntax und Lexik, Sprachspiel, Metaphorik etc. zu analysieren.<sup>36</sup>

Einige dieser Kategorien sollen im folgenden Unterkapitel erläutert und ihre Übersetzungsmöglichkeiten besprochen werden.

## 2.4 Einige Übersetzungsprobleme

In diesem Unterkapitel sollen einige „Einzelphänomene“ in Texten und deren Übersetzungsproblematik sowie mögliche Lösungen vorgebracht werden:

### Metaphern

Mit dem Problem der Metaphernübersetzung und möglichen Lösungen hat man sich in der Übersetzungswissenschaft schon häufig beschäftigt. Einige Übersetzungsvorschläge sollen nun vorgestellt werden. 3 häufig angewendete und anerkannte Verfahren der Metaphernübersetzung sind diese<sup>37</sup>:

1. *die direkte oder wörtliche Übersetzung*: Dabei wird das Bild das bei einer Metapher in der Ausgangssprache entsteht in die Zielsprache wörtlich übertragen, der Sinn bleibt erhalten und beim Zielsprachenleser entsteht das gleiche Bild. Ein Beispiel für diese Art der Übersetzung ist die englische Metapher „it rains cats and dogs“ die wörtlich übersetzt „es

---

<sup>36</sup>ebd.

<sup>37</sup>Schäffner, Christina: Spezifische Aspekte des Übersetzens - Metaphern. in: Mary Snell Hornby, Hans G.König, Paul Kußmaul, Peter A. Schmitt (Hrsg): Handbuch Translation. Tübingen: Stauffenburg Verlag, 1999, S. 282

regnet Katzen und Hunde“ bedeutet.

2. *Ersetzung oder Substitution*: Das Bild der Metapher der Ausgangssprache wird durch ein anderes in der Zielsprache bekanntes Bild ersetzt.<sup>38</sup> Ein Beispiel dafür wäre die englische Metapher „Out of the frying pan and into the fire“ die man auf deutsch „vom Regen in die Traufe“ übersetzen könnte. Dabei wird zwar mit ganz anderen Bildern gearbeitet, jedoch bleibt der Sinn erhalten.

3. *Umschreibung oder Paraphrase*: Die Metapher ist im Zielsprachentext keine Metapher mehr, sie wird *entmetaphorisiert*.

Ein anderes Verfahren zur Übersetzung von Metaphern stammt von P. Newmark<sup>39</sup>:

1. Übertragung des gleichen Bildes in die Zielsprache
2. Substitution des Bildes durch ein in der Zielsprache gebräuchliches Bild
3. Die Metapher in der Zielsprache mithilfe eines Vergleichs ausdrücken
4. „Umwandlung der Metapher in einen Vergleich plus Sinnangabe“<sup>40</sup>
5. Die Metapher der Ausgangssprache in der Zielsprache nicht als Metapher wiedergeben
6. Zerstörung der Metapher in der Zielsprache, das heißt, dass es zu einer Auslassung kommt und die Metapher gar nicht wiedergegeben wird.
7. Die gleiche Metapher in der Zielsprache benutzen, allerdings den Sinn hinzufügen.

---

<sup>38</sup>Vgl. Koller: S. 254

<sup>39</sup>Newmark, Peter: *Approaches to Translation*. Oxford: Pergamon, 1981. zitiert: nach Schöffner Christina: *Spezifische Aspekte des Übersetzens - Metaphern*. in: Mary Snell Hornby (Hrsg): *Handbuch Translation*, S. 283

<sup>40</sup>ebd.

## Wortspiele

Auch für die Übersetzung von Wortspielen gibt es von Übersetzungswissenschaftlern zusammengestellte Lösungsansätze. Hier einige der wichtigsten Übersetzungsvorschläge für die Wortspielübersetzung<sup>41</sup>:

1. Das Wortspiel des Ausgangssprachentextes wird im Zielsprachentext durch ein Wortspiel ersetzt. Dieses kann sich jedoch laut Delabastita im Satzbau und in der Wirkung unterscheiden.<sup>42</sup>
2. Das Wortspiel wird in der Übersetzung nicht als Wortspiel wiedergegeben, die Bedeutung bleibt allerdings erhalten.
3. Das Wortspiel wird mit einem anderen rhetorischen Mittel im Zielsprachentext wiedergegeben.
4. Das Wortspiel wird in der Übersetzung ausgelassen (es kommt demnach im Zielsprachentext gar nicht vor).
5. Das Wortspiel des Ausgangssprachentextes wird in der Zielsprache in Originalform beibehalten, es wird demnach nicht übersetzt.
6. Wenn der Übersetzer irgendwo im Text ein Wortspiel auslässt fügt er an einer anderen Stelle des Textes, an der ursprünglich kein Wortspiel vorgesehen wäre, ein Wortspiel ein.

## Realia

Laut Definition ist eine Realie ein

---

<sup>41</sup>Vgl. Delabastita, Dirk: Spezifische Aspekte des Übersetzens - Wortspiele. in: Mary Snell Hornby (Hrsg): Handbuch Translation, S.286

<sup>42</sup>Vgl. ebd.

Element des Alltags, der Geschichte, der Kultur, der Politik und dergleichen eines bestimmten Volkes, Landes, Ortes, die keine Entsprechung bei anderen Völkern, in anderen Ländern, an anderen Orten hat.<sup>43</sup>

Demnach handelt es sich bei einer Realie um eine Eins-zu-Null-Entsprechung, Übersetzungslösungen für diese wurden zuvor schon erläutert.

Bei Übersetzungen stellt sich häufig die Frage, welche Begriffe tatsächlich Realien sind und daher im Zielsprachentext erhalten werden sollten und welche Ausdrücke problemlos in die andere Sprache übertragen werden können. Bei manchen Begriffen fällt die Entscheidung leicht, zum Beispiel sind der österreichische Heurige und das englische Pub eindeutig Realien der beiden Länder und Kulturen und eine Übersetzung dieser würde dem Originaltext den kulturspezifischen Charakter nehmen. Es gibt aber auch Fälle, die nicht so eindeutig sind. Sollen zum Beispiel französische Abschiedfloskeln -und Grußfloskeln oder die im Gegensatz zu anderen Sprachen sehr häufige Anrede mit Monsieur/Madame im Zielsprachentext übersetzt werden oder sind diese als Realien zu betrachten und daher nicht zu übersetzen?<sup>44</sup>

## Maßeinheiten

Zwar ist in der heutigen Zeit das internationale Bemühen kulturspezifische Maßeinheiten zu normieren so groß, dass es bei modernen Texten kaum noch zu Übersetzungsproblemen aufgrund von unbekanntem oder veraltetem Maßeinheiten kommt<sup>45</sup>, anders ist dies bei älteren Texten wie *Candide*. Hier sind zahlreiche kulturspezifische Maßeinheiten, die es in der deutschen Sprache nicht gibt, vorzufinden. Problematisch ist dabei wiederum das Alter des Ausgangstextes, da Einheiten vorkommen, die es im heutigen Französischen ebensowenig gibt wie im heutigen Deutschen. Man kann keine Regel aufstellen,

---

<sup>43</sup>Markstein, Elisabeth: Spezifische Aspekte des Übersetzens - Realia. In: Mary Snell-Hornby, Hans G.König, Paul Kußmaul, Peter A. Schmitt (Hrsg.): Handbuch Translation. Tübingen: Stauffenburg Verlag, 1999. S. 288

<sup>44</sup>Vgl. ebd.

<sup>45</sup>Vgl. Schmitt, Peter: Spezifische Aspekte des Übersetzens - Maßeinheiten. in: Mary Snell-Hornby (Hrsg.): Handbuch Translation. Tübingen: Stauffenburg Verlag, 1999. S.298

wie Maßeinheiten zu übersetzen sind, da es zu viele verschiedene Möglichkeiten und Ausgangssituationen gibt, Peter Schmitt nennt in seinem Artikel<sup>46</sup> jedoch einen wichtigen Anhaltspunkt für expressive Texte: „In primär expressiven Texten wird normalerweise eher umgerechnet, es sei denn, die fremde Maßeinheit soll zur Erzielung von Lokalkolorit beitragen.“<sup>47</sup>

Wie die Übersetzung von veralteten kulturspezifischen Maßeinheiten zu handhaben ist wird allerdings nicht geschildert. Wie dies die 5 ausgewählten *Candide*-Übersetzer lösen soll im folgenden Übersetzungsvergleich analysiert werden.

## 2.5 Warum Neuübersetzungen

Das Thema „Neuübersetzungen“ wird in der Forschungsliteratur kaum bearbeitet. Es erscheinen laufend Neuübersetzungen von Klassikern der Weltliteratur und Werke wie *Candide* wurden mittlerweile schon mehr als 25 Mal übersetzt, es wird aber nicht widerfragt, ob tatsächlich die Notwendigkeit einer weiteren Übersetzung besteht. Auch sind trotz der großen Anzahl an Übersetzungen kaum Informationen zu finden, ob und welche Übersetzungen als „Inspiration“ für die Neuübersetzung herangezogen wurden. Wolfgang Pöckl bearbeitet das Thema in einem Artikel der Zeitschrift des Internationalen Archivs für Sozialgeschichte der deutschen Literatur<sup>48</sup> Hierbei legt er vor allem dar, dass dies ein noch unerforschtes (oder zu wenig erforschtes) Thema innerhalb der Übersetzungswissenschaft ist und wirft einige Fragen auf.

[...] Wenn ein fremdsprachiger Klassiker neu ins Deutsche übersetzt

---

<sup>46</sup>Vgl. ebd.

<sup>47</sup>ebd.

<sup>48</sup>Vgl. Pöckl, Wolfgang: Zwischen Zufall und Notwendigkeit: Neuübersetzungen. in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte in der deutschen Literatur. Herausgeber: Norbert Bachleitner, Christian Begemann, Walter Erhart, Gangolf Hübinger. Tübingen: 29. Band, 2.Heft 2004. S.200-210

worden ist und auf den Buchmarkt kommt, wird in den Kritiken fast unweigerlich konstatiert, dass Übersetzungen veralten und daher eine neue Version willkommen sei. Wie man sich diesen Veralterungsprozess vorzustellen habe, wird in seriösen Besprechungen allenfalls noch an ein, zwei Vergleichen isolierter Sätze gezeigt, oft aber auch überhaupt der Fantasie des Lesers überlassen. Was bedeutet die Rede vom Veralten aber wirklich? Woran macht sich ein solches Urteil fest?<sup>49</sup>

Auffällig bei Neuübersetzungen von Klassikern der Weltliteratur ist, dass während man in der Romantik noch der Auffassung war, dass man den Lesern des Zielsprachenwerks die Andersartigkeit der fremden Kultur zumuten kann, ohne die Sprache und Kultur im Zieltext stark zu verändern, ist es heute wieder modern alles Andersartige aus den Übersetzungen auszulassen.<sup>50</sup>

Jiří Levý meint in seinem Werk „Die Literarische Übersetzung“ speziell zu dem Fall der Übersetzung eines älteren Textes:

[...] bei dem national und zeitlich Spezifischen geht es nicht darum, alle Einzelheiten zu bewahren, in denen das historische Milieu der Entstehungszeit zur Geltung kommt, sondern es soll im Leser der Eindruck, die Illusion eines bestimmten historischen nationalen Milieus erweckt werden.<sup>51</sup>

Er meint demnach, dass charakteristische Elemente des fremden Landes, der fremden Kultur bewahrt werden sollen, aber es soll nicht jede Einzelheit gewaltvoll übernommen werden.

Laut Katharina Reiß soll man sich beim Übersetzen von älteren Texten „möglichst eng an den Sprachgebrauch des Ausgangstextes halten“.<sup>52</sup> Weiters erläutert sie:

Ein Text aus dem 18. Jahrhundert darf grundsätzlich in der Übersetzung nicht so aussehen wie ein übersetzter Text aus dem 20. Jahrhundert, auch wenn der Übersetzer ein Mensch des 20. Jahrhunderts ist. Das aber ist nicht allein dadurch zu erreichen, daß man sich ausschließlich von den innersprachlichen Instruktionen des Ausgangstextes leiten läßt, da

---

<sup>49</sup>Pöckl, Wolfgang: S.200

<sup>50</sup>Vgl. ebd.

<sup>51</sup>Levý, Jiří: Die literarische Übersetzung - Theorie einer Kunstgattung. Frankfurt am Main/Bonn: Athenäum Verlag, 1969. S.94

<sup>52</sup>Reiß, Katharina: Möglichkeiten und Grenzen der Übersetzungskritik. München: Max Hueber Verlag, 1971. S.74

diese in zeitgenössischer Sprache zum Teil ganz andere Äquivalente als optimal erscheinen lassen könnten.<sup>53</sup>

Doch wie beherrscht man als Mensch des 20. Jahrhunderts den Sprachgebrauch des 18. Jahrhunderts? Ist es überhaupt möglich, 250 Jahre später einen Text adäquat zu übersetzen und nicht zu modernisieren oder gewaltsam zu archaisieren?<sup>54</sup> Jörn Albrecht bietet zu diesem Problem eine passende Lösung:

Trifft man nicht den Ton einer früheren Epoche am besten, wenn man das sprachliche Material einer älteren Übersetzung behutsam in die eigene aufnimmt, so wie ein Restaurator bei der Wiederherstellung eines unbewohnbar gewordenen Altbaus möglichst viele noch erhaltene Materialien verwendet? Darf man so etwas tun, darf man bei früheren Übersetzern abschreiben?<sup>55</sup>

Diese Fragestellungen sind allerdings in der Übersetzungswissenschaft noch nicht geklärt. In den meisten Übersetzungen sind keine Informationen vorzufinden, welcher neuere Übersetzer von welchem älteren Übersetzer inspiriert wurde. Um eine äquivalente Übersetzung zu schaffen scheint es tatsächlich eine gute Lösung zu sein, die gelungenen Übersetzungslösungen der Vorgänger zu übernehmen und somit das Werk von Mal zu Mal dem Original entsprechender zu machen.

Um zum Thema der Notwendigkeit von Neuübersetzungen zurückzukommen, sollen nun 5 mögliche Gründe für Neuübersetzungen diskutiert werden, die Wolfgang Pöckl in seinem zuvor erwähnten Aufsatz anführt. Besonderes Augenmerk gilt dabei den *Candide*-Übersetzungen und welcher Grund zu diesen geführt haben könnte.

a. Übersetzer und Verleger sind manchmal der Meinung sind, dass alle bisherigen Übersetzungen eines Klassikers nicht die „relevanten Aspekte

---

<sup>53</sup>Ebd.

<sup>54</sup>Vgl. Albrecht, Jörn: Literarische Übersetzung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1998. S. 107

<sup>55</sup>ebd.



des Gehalts eines Werkes akzentuieren oder nicht die adäquaten sprachkünstlerischen Mittel einsetzen“.<sup>56</sup>

In *Candides* Fall würde dies demnach bedeuten, dass laut den Verlegern und Neuübersetzern alle bisherigen Übersetzungen dem Original nicht gerecht werden, die Sprache des Werks nicht adäquat umsetzen oder fehlerhaft sind. Zu den *Candide*-Übersetzungen sind leider kaum Rezensionen und Kritiken zu finden. Bei anderen Werken der Weltliteratur wie zum Beispiel *Ulysses*, dessen erste Übersetzung von Georg Goyert unter den Kritikern als sehr schlecht verschrien war, erscheint es logisch, dass Verleger und Übersetzer es sich zum Ziel machen, eine bessere Übersetzung herauszugeben. Eine *Candide*-Übersetzung erregte nie solch ein Interesse der Kritiker. In der folgenden Übersetzungsanalyse wird es zwar nicht möglich sein, alle 26 Übersetzungen zu vergleichen und zu analysieren, ob es tatsächlich einige Übersetzungen gibt, die derartige Fehler aufweisen, dass das Werk einer Neuübersetzung bedarf, soll anhand der 5 zur Analyse herangezogenen Übersetzungen vergleichend erarbeitet werden.

b. Es heißt allgemein, dass Klassiker der Weltliteratur immer wieder neu übersetzt werden müssen. Ein genauer Grund für diesen Bedarf wird allerdings selten genannt<sup>57</sup>

Dieser „Grund“ scheint passend für die zahlreichen *Candide*-Übersetzungen. Ohne offensichtlichen Bedarf an Neuübersetzungen war das Werk fast in jedem Zeitraum des 20. Jahrhunderts (abgesehen von der Zeit des 2. Weltkriegs) in einer Neuübersetzung vorhanden.

c. Jubiläen, Geburtstage, Sterbetage werden von Verlagen als Anlass genommen, eine Neuübersetzung eines Klassikers herauszubringen.<sup>58</sup>

---

<sup>56</sup>Pöckl, Wolfgang: S.201

<sup>57</sup>Vgl. ebd. S.205

Auch dies ist eine mögliche Erklärung für die Vielzahl der *Candide*-Ausgaben. Unter den für die Analyse ausgewählten Übersetzungen findet sich allerdings keine, die anlässlich eines Jubiläums verfasst wurde.

#### d. Rechtsstreitigkeiten führen zu Neuübersetzungen

Bei *Candide* sind keine Rechtsstreitigkeiten von Verlagen bekannt, die zu Neuübersetzungen geführt haben. Auch ist dieser Fall sehr unwahrscheinlich, wenn es eine solche Vielzahl an Übersetzungen gibt und fast jeder große Verlag laufend mit einer *Candide*-Ausgabe am Buchmarkt vertreten ist.

Pöckl beschreibt hierbei einen Rechtsstreit des Piper Verlags, bei dem eine Übersetzerin eine Erfolgsbeteiligung an einem von ihr übersetzten Bestseller wollte, um dem zu entgehen griff der Verlag spontan auf eine andere Übersetzung zurück, es wurde allerdings gerichtlich entschieden, dass der Verlag beide Übersetzungen in verschiedener Buchausführung herausbringen muss.<sup>59</sup>

#### e. durch „Zufallskonstellationen“<sup>60</sup> kommen Neuübersetzungen zu Stande

Manchmal bringen Kleinverlage Neuübersetzungen heraus, weil sie zum Beispiel von der besonderen Qualität einer Übersetzung eines noch unbekanntem Translators überzeugt sind. Dass bei solchen Neuausgaben von kleinen Verlagen nicht immer qualitativ hochwertige Übersetzungen entstehen, beschreibt Pöckl am Beispiel der neuesten deutschen Übersetzung von Cervantes' Novelle *Rinconte y Cortadillo*. Diese entstand nicht primär um den Text neu herauszugeben, sondern um Bilder eines Familienmitgliedes veröffentlichen zu können.<sup>61</sup>

---

<sup>58</sup>Vgl. Pöckl, Wolfgang: S. 201

<sup>59</sup>Vgl. ebd. S.207

<sup>60</sup>ebd.

<sup>61</sup>Vgl. Pöckl, Wolfgang: S.208

Von den 5 ausgewählten *Candide*-Übersetzungen wurde nur eine, nämlich die neueste, von einem kleinen Verlag herausgegeben.

### 3. *Candide*: Der Autor, der Text, die Übersetzungen

#### 3.1 Voltaires Leben und Werk

Als amtliches Geburtsdatum Voltaires gilt der 21. November 1694, er selbst behauptete jedoch ein halbes Jahr früher geboren zu sein. Voltaire hieß ursprünglich Francois-Marie Arouet, seinen Schriftstellernamen verlieh er sich selbst, um seine bürgerliche Herkunft zu vertuschen als er berühmt wurde.<sup>62</sup>

Voltaire erlangte im Jesuitenkolleg Louis-Le-Grand eine humanistische Ausbildung. 1712 begann er literarische Salons zu besuchen und schrieb seine ersten Stücke: 1713 eine Ode und 1715 eine Satire in Versen. Wenig später begab er sich ins Exil nach Sully-sur-Loire um satirische Verse gegen den Regenten Philipp von Orléans zu verfassen.<sup>63</sup> Aufgrund dieser Verse wurde er 1717 in der Bastille für 11 Monate inhaftiert. Während seiner Inhaftierung begann er mit der Abfassung seines Epos über Henri Quatre, die spätere *Henriade*. 1718 veröffentlichte Voltaire seine erste Tragödie *Oedipe*, die ein großer Erfolg wurde. Nach einem Streit mit dem Adligen Chevalier de Rohan musste er 1726 erneut in die Bastille, wurde aber schon nach 14 Tagen wieder freigelassen. Daraufhin verließ er Frankreich um ins Exil nach England zu

---

<sup>62</sup>Vgl. Stackelberg, Jürgen von: Voltaire. München: C.H.Beck, 2006. S.8

<sup>63</sup>Vgl. Leoni, Sylviane: Introduction. in: Voltaire - *Candide*. Paris: Le livre de poche, 1995. S.33

gehen. Dort lernte er unter anderem Swift kennen und 1728 wurde die *Henriade* in London veröffentlicht. 1732 feierte er einen großen Erfolg mit seiner Tragödie *Zaïre* und 24 seiner *Lettres philosophiques* wurden veröffentlicht. Nach seinem Engländeraufenthalt war der Schriftsteller kurzfristig anerkannt am französischen Königshof. Er wurde zum Hofhistoriografen ernannt und in die „Académie française“ aufgenommen. In dieser Zeit begann das Verhältnis zwischen Voltaire und der verheirateten Marquise Du Châtelet, die unter anderem Gelehrte der Naturwissenschaften war.<sup>64</sup> Die Veröffentlichung der vollständigen Ausgabe der *Lettres philosophiques* führte dazu, dass Voltaire sich 1734 nach Lorraine in das Schloss von Madame de Châtelet zurückzog. 1740 begann Voltaires berühmte Korrespondenz mit dem Preußenkönig Friedrich. Zu dieser Zeit verfasste er einige historische Werke aber auch die *Eléments de la philosophie de Newton*. Voltaire war ein großer Neuerer auf dem Gebiet der Historiografie, verfasste zugleich zahlreiche Theaterstücke und machte physikalische Experimente mit der Marquise. Außerdem schrieb er sein Leben lang bis zu 20 Briefe täglich, so dass eine Korrespondenz von 20000 Briefen entstand. Als die Marquise de Châtelet 1750 im Kindbett starb, gelang es König Friedrich Voltaire nach Potsdam zu holen.<sup>65</sup> Von 1750 bis 1753 lebte er in Potsdam und Berlin. Er korrigierte Friedrichs französische Schriften und nahm an dessen freigeistiger Runde teil. Nach einem großen Streit zwischen dem König und Voltaire flüchtete letzterer über Umwege in das Elsaß. Er ließ sich vorerst mit seiner Nichte, Madame Denis, die mittlerweile seine Haushälterin und Geliebte geworden war, am Stadtrand von Genf nieder und wurde schließlich zum Gutsbesitzer im französischen Ferney. Dorthin lud Voltaire viele Gäste ein, führte seine Theaterstücke auf, bebaute das Land und führte Prozesse mit seinen Nachbarn. Außerdem verfasste er weiterhin zahlreiche philosophische Schriften und Theaterstücke. Ins Zentrum seines literarischen Schaffens rückte nun der Kampf gegen die Kirche. Sowohl in seinem *Philosophischen Wörterbuch* als auch in den *Philosophischen Romanen* wird die Intoleranz der Kirche stark kritisiert. Er verfasste ebenfalls eine Bibelkritik: *La Bible enfin expliquée*. In seinen späten Jahren feierte Voltaire

---

<sup>64</sup>Vgl. Stackelberg: 2006. S.11

<sup>65</sup>Vgl. ebd. S.12

viele Bühnenerfolge und festigte sein Ansehen als Dramatiker sowohl in Frankreich als auch in der gesamten gebildeten Welt.<sup>66</sup> 1778 erreichten Freunde Voltaires, dass dieser wieder in Paris einziehen durfte. Seine letzte Tragödie *Irène* und seine letzte Komödie *Nanine* wurden in der „Comédie-Française“ in seiner umjubelten Anwesenheit aufgeführt und der große Dichter starb noch im selben Jahr.

Voltaires Sachtexte zur Aufklärung finden heute nur noch geringes Interesse. Seine Versepen, wie die *Henriade* oder *La Pucelle*, sind heutzutage kaum noch bekannt. Auch sein Ruhm als Tragödienautor ist verblasst. Immer noch häufig gelesen werden nur seine Romane und Erzählungen. Vor allem *Candide*, *Zadig* und *Micromégas* gehören heute noch zu den bekanntesten französischen Erzählungen überhaupt.<sup>67</sup> Die Gattung der Prosaerzählung war zu Voltaires Zeit nicht hoch angesehen, er nutzte diese Gattung, da sie nicht in Poetiken reglementiert war und er auf diese Art frei schreiben konnte. Gerade wegen dieser Geringschätzung von Erzählprosa werden Voltaires Erzählungen erst richtig lebendig. Später gewannen vor allem seine längeren Erzählungen an Ansehen da der Roman allgemein mehr anerkannt wurde.<sup>68</sup>

## 3.2 Contes philosophiques

Bei den *Contes Philosophiques* handelt es sich um eine spezielle Textsorte der französischen Aufklärung. Es ist schwierig die *Contes philosophiques* genau zu definieren, da diese sowohl in ihren Formen sehr vielfältig sind, als auch in der Art, wie philosophische Überlegungen in literarischer Form überbracht werden. Es ist oft nicht klar, ob ein Text den *Contes Philosophiques* oder dem Genre

---

<sup>66</sup>Vgl. ebd. S.13

<sup>67</sup>Vgl. Hudde, Hinrich: Voltaire, *Candide ou l'Optimisme*, *Zadig ou la Destinée*, *Micromégas*. in: 18. Jahrhundert - Theater, Conte philosophique und philosophisches Schrifttum. Hrsg: Dietmar Rieger. Tübingen: Stauffenberg Verlag, 2001. S.223

<sup>68</sup>Vgl. ebd.

Roman zugeteilt werden soll.<sup>69</sup> Da der Roman als Textform in dieser Zeit nicht anerkannt war, fühlten sich die Philosophen in dieser Textsorte besonders frei, ohne Formvorschriften ihre Ideen zu veröffentlichen. Häufig wurden in diesen *Contes* Elemente aus Märchen, Dialogromanen und Abenteuergeschichten übernommen. Die Handlung der philosophischen Erzählungen spielt meist an nicht definierten Orten oder in sehr fernen Ländern.<sup>70</sup>

In Metzlers Literaturlexikon wird der philosophische Roman mit folgenden Anhaltspunkten definiert:

- „Die Figuren sind typenhaft angelegt“<sup>71</sup>
- „Die Handlung verläuft episodisch und in hohem Erzähltempo“<sup>72</sup>
- „Der Raum wird stationenhaft zur Kulisse reduziert“<sup>73</sup>
- Oft ist die Erzählweise in philosophischen Romanen satirisch
- Die Handlung wird meistens von einem auktorialen Erzähler wiedergegeben<sup>74</sup>

Die übliche Bezeichnung für Voltaires romanartige, philosophische Erzählungen lautet *Romans et Contes philosophiques*. Einige davon sind in Erzählform geschrieben, andere in Briefform.

Es stellt sich die Frage, inwieweit *Candide* ein philosophischer Roman ist.

Tatsächlich kann man *Candide* als philosophischen Roman bezeichnen, da er darauf ausgelegt ist, Leibniz' These „der besten aller möglichen Welten“ zu widerlegen.<sup>75</sup> *Candide* gilt als der bekannteste und am besten gelungene philosophische Roman von Voltaire, allerdings kann man nicht von einem rein philosophischen Werk sprechen. Jürgen von Stackelberg bezeichnet *Candide* neben einem philosophischen Roman ebenfalls als Experimentalroman. Als Grund dafür schreibt er, dass die Theorie von „der besten aller möglichen

---

<sup>69</sup>Vgl. Stemmermann, Ulla: Ein einfacher junger Mensch reiste...- Thomas Manns Transposition des „Candide“ Voltaires in den „Zauberberg“. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2003. S.82

<sup>70</sup>Vgl. ebd

<sup>71</sup>Heinz, Jutta: Philosophischer Roman. In: Burdorf, Dieter, Fasbender, Christoph und Moeninghoff Burkhard (Hrsg): Metzler Lexikon Literatur. Stuttgart, Weimar: Verlag J.B.Metzler, 2007. S.584

<sup>72</sup>Ebd.

<sup>73</sup>Ebd.

<sup>74</sup>Vgl. Ebd.

<sup>75</sup>Vgl. Stackelberg: Über Voltaire. München: Fink Verlag, 1998. S. 182

Welten“ in Voltaires Roman nicht argumentativ widerlegt wird sondern „durch die Konfrontation des Helden mit einer alles andere als schönen Wirklichkeit“. <sup>76</sup> Statt Meinung gegen Meinung zu setzen ähnelt Voltaires Roman einem naturwissenschaftlichen Experiment: Er nimmt eine Theorie und setzt sie in Form der Romanfigur Candide der Wirklichkeit aus um zu sehen, ob sich die Theorie bewahrheitet. Diese experimentelle Methode stellt eine literarische Neuerung dar. <sup>77</sup>

### 3.3 Candide - Hintergründe, Entstehung und Aufbau

*Candide* ist das wahrscheinlich bekannteste Werk von Voltaire. Nachdem Friedrich der Große 1756 den Siebenjährigen Krieg gegen Österreich, Frankreich, Russland und Kursachsen begonnen hatte, wechselten die Schlachtplätze in Europa schnell und überall herrschte Verwüstung und Grauen. <sup>78</sup> *Candide* trägt den Untertitel „De l'Optimisme“, das kennzeichnet diesen Text als philosophischen Roman. Man könnte durchaus auch von einem theologischen Roman sprechen, da das Problem, um welches sich das Werk dreht, das der „Theodizee“ - die Frage wie sich das Übel der Welt mit Gottes Gerechtigkeit vereinbaren lässt. <sup>79</sup> Mit diesem Werk führt Voltaire Leibniz' Lehre „der besten aller möglichen Welten“ auf satirische Weise ins Absurde. Nach Leibniz kann die von einem allwissenden Schöpfer erdachte und erschaffene Welt nur die beste aller möglichen sein. Alles Schlechte, das den Menschen widerfährt, hat einen unerkennbaren Sinn. <sup>80</sup>

Wichtig für die Entstehung von *Candide* waren vor allem die schon erwähnten Zeitereignisse. Voltaire war zwar selbst nicht sonderlich von diesen betroffen,

---

<sup>76</sup>Vgl. Stackelberg: Voltaire: S.108

<sup>77</sup>ebd.

<sup>78</sup>Vgl. Detemple, Siegfried: Voltaire - die Werke. Wiesbaden: Reichert Verlag, 1994. S.121

<sup>79</sup>Vgl. Stackelberg: Voltaire. S.105

<sup>80</sup>Vgl. Detemple: S.121

aber die vielen Kriege und Schlachten und das damit verbundene Sterben und Leiden von zahlreichen jungen Menschen nahmen ihn mit.<sup>81</sup> Zu den negativen Kriegsereignissen kam am 1. November 1755 das berühmte Erdbeben von Lissabon hinzu. Dessen Tragik erschütterte die Welt und warf die Frage auf, wie ein allwissender, allmächtiger und gerechter Gott es zulassen kann, dass tausende unschuldige Menschen bei diesem Beben von Trümmern erschlagen werden. Voltaire thematisierte das Erdbeben schon im Jahr 1756 mit dem *Poème sur le désastre de Lisbonne* und auch in *Candide* wird dieses Ereignis aufgegriffen.<sup>82</sup>

Voltaire soll den Roman in einer Phase des Zweifels und Krise des „Optimismus“ in schöpferischer Besessenheit in nur 3 Tagen geschrieben haben.<sup>83</sup> Es dauerte deutlich länger eine Druckfassung herzustellen, im Februar 1759 trafen die ersten Exemplare in Paris ein. Das Buch wurde zwar unumgehend verboten, aber unter der Hand dennoch weiter verkauft und wurde trotz des Verbots einer der größten Bucherfolge des achzehnten Jahrhunderts.<sup>84</sup> Voltaire leugnete (wie er es schon häufiger getan hatte) *Candide* verfasst zu haben, dennoch wussten seine Freunde und Bewunderer Bescheid über seine Verfasserschaft. Im Jahr 1759 erschienen etwa zwanzig verschiedene *Candide*-Editionen, zumindest zwei davon wiesen einige textuelle Unterschiede auf. Diese Tatsache ist so zu erklären, dass Voltaire mehrere, unterschiedliche Manuskripte zur Herausgabe autorisiert hat.<sup>85</sup> Die Entstehungsgeschichte des Werkes endet mit der 1761 veröffentlichten Ausgabe. Diese beinhaltet deutliche Änderungen des 22. in Frankreich stattfindenden Kapitels, da einige Leser im Jahr 1759 dieses Kapitel als unbedeutend empfanden.<sup>86</sup>

Voltaire erzählt *Candide* in 30 kurzen Kapiteln. Das Erzähltempo ist dabei extrem schnell, der gesamte Text ist eine Aneinanderreihung von Ereignissen.

---

<sup>81</sup>Vgl. Stackelberg: Voltaire. S.107

<sup>82</sup>Vgl. ebd.

<sup>83</sup>Vgl. ebd.

<sup>84</sup>Vgl. ebd.

<sup>85</sup>Vgl. Magnan, André: Voltaire - Candide ou l'Optimisme. Paris: Presses Universitaires de France, 1987. S.32

<sup>86</sup>Vgl. ebd. S.35



Das schnelle Erzähltempo und die Kürze der Kapitel sind nur durch die Tatsache möglich, dass nahezu alle beschreibenden Details weggelassen werden. Einleitend in jedes Kapitel sind Zwischentitel vorzufinden, die einen Ortswechsel und neue Abenteuer ankündigen.<sup>87</sup> Die Hauptfigur reist während dieses kurzen Romans durch die ganze Welt, es kommen deshalb zahlreiche Länder, fremde Orte, Personen, Währungen und andere Eigenheiten vor. Voltaire verzichtet, obwohl er den Leser mit so vielen fremden Kulturen und Personen konfrontiert, auf den Text verständlicher machende Erläuterungen. Wenn Candide durch Italien reist, werden häufig italienische Sätze erwähnt die ebenfalls keine Erklärung nach sich ziehen. Typisch für den Roman ist ebenfalls, dass große Teile in der direkten Rede verfasst sind.

Ein weiteres zentrales Merkmal der Erzählung ist die ständige Mischung von Fiktion und Realität. Die Handlung ist zwar meist auf übertriebene Weise unrealistisch - Personen bewegen sich einfach von einem Kontinent auf den anderen, zahlreiche Menschen sterben grausame Tode um später im Text, als wäre nichts gewesen, wieder lebendig aufzutauchen und vieles mehr. Trotz diesem hohen Maß an übertriebener Fiktion, sind in der Erzählung ebenso zahlreich reale, historische Begebenheiten vorzufinden. Das berühmte Erdbeben von Lissabon wird thematisiert, ebenso der Siebenjährige Krieg, reale Personen werden erwähnt, wie die Jesuiten in Paraguay und dergleichen.<sup>88</sup>

Dieser kurze Roman enthält mehr schreckliche Ereignisse als die meisten 700-Seiten-Romane, trotzdem ist er in keinster Weise tragisch, sondern witzig. Die Parodie ist ebenfalls ein zentrales Element des Textes, diese kommt dadurch zustande, dass so viele übertrieben schreckliche Dinge in so kurzer Erzählzeit passieren, dass der Roman durch diese übertriebene Unrealität zur Satire wird.

---

<sup>87</sup>Vgl. Stemmermann, Ulla: Ein einfacher junger Mann reiste. Würzburg: Königshausen&Neumann, 2003. S.100

<sup>88</sup>Vgl. Léoni, Sylviane: Candide - Introduction. Paris: Livre de Poche, 1995. S. 24

### 3.4 Inhalt

Zu Beginn der Erzählung lebt die Titelfigur Candide im westfälischen Schloss des Barons Thunder-ten-trunck. Er (Candide) ist der uneheliche Sohn einer Schwester des Barons und liebt dessen Tochter Cunégonde. Im Schloss wird er von dem Lehrer und Philosophen Pangloss unterrichtet, der dem Beispiel von Leibniz folgt und Candide lehrt, dass die Welt in der er lebt, die beste aller möglichen Welten ist. Als der Baron von der heimlichen Liebe erfährt, wirft er Candide aus dem Palast. Auf seiner Reise landet er bei bulgarischen Soldaten, weil er die passende Größe hat, als er aber gegen die „Abaren“ kämpfen soll flieht er nach Holland. Auf dem Weg dorthin trifft er seinen ehemaligen Lehrer Pangloss wieder, der ihm von bulgarischen Soldaten erzählt, die Cunégonde vergewaltigt und ermordet haben. Als er aus einem Fenster mit dem Inhalt eines Nachtopfes übergossen wird, fahren sie ihren Weg fort nach Lissabon. Dort war vor ihrer Ankunft ein schreckliches Erdbeben und Candide sieht viele tote Menschen und ist zugegen, als ein Schiff im Hafen untergeht. Sie werden in weiterer Folge Opfer des Autodafé, Candide kann fliehen, es scheint jedoch, dass Pangloss von ihm aufgehängt wird. Kurz darauf findet Candide Cunégonde, die auf wundersame Weise doch überleben konnte, wieder. Sie ist nun jedoch die Geliebte von einem Inquisitor und einem reichen Juden. Candide erschlägt beide und flieht mit Cunégonde. Mit Cunégonde, Cacambo (ein früherer Sklave) und Cunégondes ehemaliger Bediensteter fahren sie mit einem Schiff nach Paraguay. Cunégonde wird allerdings in Buenos Aires vom Gouverneur der Stadt in „Anspruch“ genommen und Candide und Cacambo setzen ihren Weg alleine fort. In Paraguay angelangt finden sie Cunégondes Bruder wieder, der dort Jesuitengeneral ist. Als er allerdings hört, dass Candide seine Schwester heiraten will, kommt es zu einem großen Streit und Candide ersticht Cunégondes Bruder. Sie fahren ihren Weg fort, begegnen menschenfressenden Ohrlappen-Indianern (Oreillons), die schon ihren Kessel bereitgestellt haben, um die beiden weichzukochen, Cacambo beherrscht allerdings die Eingeborenen-sprache und klärt die „Oreillons“ auf, dass sie keine bösen Jesuiten sind, sondern deren Feinde und so werden sie nicht gekocht,

sondern verehrt und dürfen weiterreisen. Im Weiteren entdecken sie das Land von Eldorado, fühlen sich dort sehr wohl, verlassen das Land aber rasch, um Cunégonde wiederzufinden. Sie reisen weiter nach Paris, wo Candide in die Fänge eines Mädchens gerät, das ihm als Cunégonde verkauft wird, er erkennt nicht, dass es sich nicht um Cunégonde handelt, da nur die Extremitäten des Mädchens zu sehen sind. Candide wird außerdem schwer krank durch zu viel Medizin und häufiges Aderlassen, entkommt nur knapp dem Gefängnis und macht sich schließlich erneut auf den Weg. Die Reise geht daraufhin weiter nach Venedig wo Candide Cacambo und Cunégonde suchen möchte. In Venedig angekommen wird Candide auf seiner Suche nicht fündig, doch entdeckt er auf dem Markusplatz einen Theatinermönch und ein junges Mädchen, die zusammen überglücklich wirken. Es stellt sich heraus, dass das junge Mädchen Paquette, die Kammermädchen bei der Baronin im Schloss Thunder-ten-thronck war, ist. Als nächstes besucht Candide den Senator Pocurante. Dieser wohnt zwar in einem „Palazzo“, hat schöne Dienstmädchen und tausende Bücher, er ist jedoch so kritisch, dass er an nichts Freude finden kann. Bei einem Abendessen sieht Candide überraschend Cacambo wieder, der nun wieder Sklave ist und ihm mitteilt, dass Cunégonde in Konstantinopel ist. Es stellt sich heraus, dass die 6 Männer mit denen Candide an einer Tafel sitzt alle abgedankte Könige sind. Cacambo überzeugt seinen Herrn, den Sultan Achmed, Candide mit dem Schiff nach Konstantinopel mitzunehmen und so reisen sie ab. Cacambo erzählt, dass Cunégonde mittlerweile Sklavin ist und all ihre Schönheit verloren hat. Candide kauft Cacambo frei und entdeckt unter den Ruderknechten den eigentlich erhängten Pangloss und den ermordeten Baron und Bruder Cunégondes. Den Baron hatte Candide nicht wie gedacht ermordet sondern nur schwer verletzt und Pangloss wurde so schlecht gehängt, dass er überlebte. Die Gruppe kommt im Haus des Fürsten von Siebenbürgen an und sie finden Cunégonde wieder. Candide kauft ein Stück Landgut und heiratet die hässliche Cunégonde widerwillig, diese wird mit den Jahren immer hässlicher, von Candides Reichtum bleibt nichts übrig und die gesamte Gruppe ist mit ihrem Dasein unglücklich. Im Endeffekt finden sie dennoch ihr Glück indem sie sich mehr darum kümmern, den Garten zu bebauen und weniger Zeit

haben nachzudenken.

### 3.5 Candide in deutscher Übersetzung

Das bekannteste Werk Voltaires wurde seit seiner Erscheinung immer wieder neu herausgegeben, neu bearbeitet und neu übersetzt. Auch aktuell geben zahlreiche Verlage Candide neu heraus. Welche Übersetzungen dabei benutzt werden, ist ganz unterschiedlich. Teilweise wird die alte Übersetzung von Mylius herangezogen, einige andere geben die Übersetzung von Ernst Sander heraus, Ilse Lehmanns Version freut sich ebenfalls großer Beliebtheit und 2 Verlage ließen das Werk sogar in den vergangenen Jahren neu übersetzen.

Um einen Überblick über alle Candide-Übersetzungen in deutscher Sprache zu schaffen folgt nun eine Auflistung aller bekannten Übertragungen:

- Candide, oder die beste Welt. Übersetzt von Ralph [das ist Johann Albrecht Philippi]. Riga, Leipzig: Hartknoch, 1761
- Kandide, Oder: die beste Welt. Übersetzt von W.C.S Mylius. Berlin: Himburg, 1778
- Candide. Übersetzt von K. Sigismund. Zwickau: Schumann, 1821
- Sämmtliche Werke. Übersetzt von Leberecht G. Förster und Friedrich H. Ungewitter. 3 Bände. Quedlinburg: Basse, 1827-1830
- Voltaire's Werke in zeitgemäßer Auswahl, 12 Theile in drei Bänden. Übersetzt von A. Elissen, Leipzig: Wigand, 1844 - 1845
- Voltaire's satyrische Romane und Erzählungen. Übersetzt von Cajus Möller, mit einem Vorwort von Herrmann Hettner. Berlin: Eichhoff, 1866-1867
- Candide, Satirischer Roman. Deutsche Bearbeitung und Übersetzung von Oskar Linke. Großenhain: Baumert und Ronge, 1897
- Candide oder die Beste der Welten. Philosophischer Roman. Übersetzt

und eingelesen von Paul Seliger. Berlin, Leipzig: Rothbarth, 1904

- *Candid oder der Optimismus. Eine Erzählung.* Übersetzt von Ernst Hardt mit 12 Holzschnitten und Initialen von Max Unold. Leipzig: Insel, 1913
- *Die Romane und Erzählungen.* 2 Bände mit 14 Kupferstichen. Bd I übersetzt von Frida Ichak und Ludwig Rubiner. Vollständige Ausgabe mit Kupferstichen von Moreau le Jeune, hrsg. und eingeleitet von Ludwig Rubiner. Potsdam: G. Kiepenheuer, 1919
- *Kandide oder: Es ist doch die beste Welt!* Unter Zugrundelegung der Übersetzung von Mylius bearbeitet und mit einem Nachwort versehen von Peter Hamecher. Berlin: Morawe&Scheffelt, 1920
- *Romane.* Übersetzt von Ilse Linden. Berlin: Propyläen, 1920
- *Candide. Eine Erzählung.* Übersetzt von Johann Frekring. Hannover: Steegemann, 1922
- *Candid oder die Beste der Welten. Roman.* Übersetzt von Ernst Sander. Leipzig: Reclam, 1925
- *Candide oder die beste der Welten.* Übersetzt von Ilse Linden, Bearbeitet und Nachwort von Jürgen Schüddekopf. Hamburg: Hauswedell, 1946
- *Candide oder die beste der Welten.* Übersetzt von Anne-Elisabeth Schönewolf. Calw: Hatje, 1948
- *Wie die Welt es treibt, Philosophische Erzählungen.* Übersetzt und herausgegeben von Joachim Kühn. Krefeld: Scherpe, 1948
- *Romane und Erzählungen.* Übersetzt von Ilse Lehmann. Leipzig: Dieterich o.J, 1948. Veröffentlicht unter der Lizenz Nr. 155 Rudolf Marx der Sowjetischen Militärverwaltung in Deutschland
- *Himmlische, irdische und höllische Liebe. Drei Liebesromane aus dem 18. Jahrhundert: Candide oder der Glaube an die Beste der Welten.* Übersetzt von Walter Widmer. Stuttgart, Wien, St.Gallen: Hatje u.a, 1948<sup>89</sup>
- *Candide oder die beste Welt.* Übersetzt von Rudolf Schneider-Schelde, Mit Illustrationen von Rudolf Kriesch. München: Kurt Desch, 1949<sup>90</sup>

---

<sup>89</sup>Alle Angaben über die Werke bis 1948 stammen aus: Fromm, Hans: *Bibliographie deutscher Übersetzungen aus dem Französischen 1700-1748.* Baden-Baden: Verlag für Kunst und Wissenschaft, S. 267-269

<sup>90</sup>Die Angaben über die Werke von 1949-2010 stammen aus der Onlinebibliographie zu Voltaires Werk in deutscher Sprache: <http://www.correspondance-voltaire.de/eingabe2.php>. Zuletzt eingesehen am 24.11.2010

- Candidus, Zadig, Treuherz. Übersetzt von A. Baur, Nachwort von Ernst Merian-Genast, illustriert von Hanny Fries. Zürich: Manesse, 1956
- Candide. Übersetzt von Hanns Studniczka, mit einem Essay 'zum Verständnis des Werks' und einer Bibliographie von Hugo Friedrichs Reinbek: Rowohlt, 1957
- Candide, oder der Optimismus. Übersetzt von Stefan Hermlin, illustriert von Gabriele Mucchi. Leipzig: Reclam, 1972
- Candide, oder der Optimismus. Übersetzt von Jürgen von Stackelberg. München: Goldmann, 1987<sup>91</sup>
- Candide oder der Optimismus. Übersetzt und herausgegeben von Wolfgang Tschöke. München: DTV, 2003
- Candide oder der Optimismus. Herausgegeben und eingeleitet von H.J. Fischer, übersetzt von Ulrich Bossier. Wiesbaden: Marix 2006

Mit derzeit 26 Übersetzungen ist Voltaires *Candide* damit eines der meistübersetzten französischen Werke überhaupt. Übertroffen wird das Werk dabei noch von *Manon Lescaut* von Abbé Prévost, dieses wurde über 40 Mal ins Deutsche übersetzt.<sup>92</sup>

Bei Betrachtung der Übersetzungsliste fällt auf, dass das Werk im Lauf der Jahre immer häufiger übersetzt wurde. Während aus dem 18. Jahrhundert nur 2 Übersetzungen bekannt sind, wurden im 19. Jahrhundert 5 deutsche Übersetzungen angefertigt und von 1900 bis 2010 entstanden 20 deutsche *Candide*- Fassungen. Beim Reflektieren dieser Zahl stellt sich erneut die Frage nach der Notwendigkeit einer solchen Übersetzungsflut.

---

<sup>91</sup> Diese Angabe stammt als einzige aus der Onlineübersetzungsbibliografie "Index Translationum": [http://databases.unesco.org/xtrans/a/openisis.asl=FRA&stxt\\_1=CANDIDE&a=VOLTAIRE&l=DEUtie&t3=11&t4=10](http://databases.unesco.org/xtrans/a/openisis.asl=FRA&stxt_1=CANDIDE&a=VOLTAIRE&l=DEUtie&t3=11&t4=10). Zuletzt eingesehen am 24.11.2010

<sup>92</sup>Vgl. Albrecht, Jörn: S.340

## 4. Übersetzungsvergleich

Es werden 5 deutsche Übersetzungen exemplarisch mit dem französischen Originaltext verglichen. Dazu wurden folgende Ausgaben ausgewählt:

- Voltaire: Romans et Contes. Bibliothèque de la Pléiade. Paris: Gallimard, 1979. Der Roman *Candide* dieser Ausgabe fundiert auf der Edition Cramer aus dem Jahr 1761. Diese Ausgabe wurde gewählt, da sie die letzten Verbesserungen und Veränderungen von Voltaire enthält.<sup>93</sup>
- Voltaire: *Kandide*, in deutscher Übersetzung von Wilhelm Christhelf Sigismund Mylius. Digitale Reproduktion der Ausgabe Berlin: Christian Friedrich Himburg, 1782.  
[http://ubdok.unitrier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide\\_inhalt.htm](http://ubdok.unitrier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide_inhalt.htm)  
Welche Originalausgabe Mylius zur Vorlage hatte, konnte nicht festgestellt werden. Da diese Übersetzung allerdings die letzten von Voltaire vorgenommenen Änderungen enthält, wie zum Beispiel die verachtende Rede auf den Kritiker Fréron im 22. Kapitel, ist davon auszugehen, dass eine 1761 oder später herausgegebene Ausgabe die Vorlage bot.
- Voltaire: *Candid*, in deutscher Übersetzung von Ernst Sander. Stuttgart: Reclam, 1971. Die erste Übertragung nahm Sander zwar im Jahr 1925 vor, bei dieser Ausgabe muss es sich allerdings um eine Neuüberarbeitung dieser Übersetzung handeln, da zu Beginn erläutert wird, dass der Übersetzung die Ausgabe „Voltaire: Romans et Contes, herausgegeben von René Pomeau. Paris: Garnier-Flammarion, 1966“ zugrunde liegt.
- Voltaire: *Candide oder der Optimismus*, deutsche Übersetzung von Ilse Lehmann. Leipzig: Dieterich Verlagsgesellschaft, 1948. Welche Ausgabe des *Candide* Lehmann für ihre Übertragung verwendete, konnte nicht ausfindig gemacht werden. Wie schon zuvor bei Mylius kann hier

---

<sup>93</sup>Voltaire: Romans et Contes . *Candide - Notes et Variantes*. Bibliothèque de la Pléiade. Paris: Gallimard, 1979. S.853

wiederum mit Sicherheit festgestellt werden, dass nicht die Erstausgabe aus dem Jahr 1759 die Vorlage gewesen sein kann, da diese Übersetzung sowohl den erweiterten Titel der Ausgabe aus dem Jahr 1761 als auch die Änderungen des 22. Kapitels enthält (wie zum Beispiel die zuvor erwähnte Rede auf den Kritiker Fréron).

- Voltaire: *Candide oder der Optimismus*, übersetzt und herausgegeben von Wolfgang Tschöke. München: Dtv, 2003. Tschöke vermerkt in seinen dem Text folgenden Erläuterungen im Gegensatz zu Lehmann deutlich, dass der Text nach der Pléiade-Ausgabe aus dem Jahr 1979 übersetzt wurde.
- Voltaire: *Candide oder der Optimismus*, in deutscher Übersetzung von Ulrich Bossier. Wiesbaden: Marix Verlag, 2006. Als Vorlage für diese Übersetzung wird die Ausgabe Paris, 1924 beschrieben.

In der folgenden Analyse werden die jeweils zitierten Textstellen nicht mit Fußnoten versehen, sondern es wird nur die jeweilige Seitenzahl in Klammer erscheinen. Um die verschiedenen Übersetzungen zu unterscheiden werden die Beispiele mit O=Originaltext, M=Übersetzung von Mylius, S=Übersetzung von Sander, L=Übersetzung von Lehmann, T=Übersetzung von Tschöke und B=Übersetzung von Bossier bezeichnet. Sollten Kommentare der Übersetzer zitiert werden, wird in der jeweiligen Fußnote aus Gründen der Einfachheit nur der Name des Übersetzers und die Seitenzahl des Zitats gegeben.

## 4.1 Der Titel

Der Originaltitel besteht aus 3 Teilen. Der Haupttitel lautet „Candide ou L'Optimisme“. Das Werk trägt außerdem den Untertitel „traduit de l'allemand de Mr. Le Docteur Ralph“. Darauf folgt eine weitere Anmerkung zum Titel „Avec les additions qu'on a trouvées dans la poche du docteur, lorsqu'il mourut à Minden, l'an de grace 1759“. Dies ist der erweiterte Titel der Ausgabe von 1761, der Titel der ersten Ausgabe, die 1759 anonym in Genf erschien lautet „Candide ou



l'Optimisme, traduit de l'allemand de Mr. le Docteur Ralph“.<sup>94</sup>

In der Ausgabe aus dem Jahr 1782, herausgegeben von Christian Friedrich Himgung und übersetzt von Wilhelm Christhelf Siegmund lautet der Titel nur „Kandide“. Unter dem Titel ist weiters die Anmerkung „Erster Theil“ vorzufinden. Es fällt hier demnach auf, dass sowohl auf die Übersetzung des „optimisme“ als auch auf die Anmerkung „traduit de..“ verzichtet wurde.

Bei der Übersetzung der Titelzeile „traduit de l'allemand de...“, ergibt sich schon das erste Übersetzungsproblem. Wie kann man in der deutschen Übersetzung damit umgehen, dass im Originaltitel steht, dass das Werk aus dem Deutschen übersetzt wurde? Ernst Sander lässt wie Mylius den Titelzusatz „traduit de...“ aus, bei ihm lautet der Titel samt Untertitel: „Candid - oder die Beste der Welten“. Während Mylius und Sander auf den Untertitel des Originals nicht weiter eingehen, übersetzt Ilse Lehmann diesen wortwörtlich:

CANDIDE ODER DER OPTIMISMUS. Aus dem Deutschen übersetzt von Dr. Ralph und mit Anmerkungen versehen, die man in der Tasche des Doktors fand, als er im Jahre des Heils 1759 zu Minden starb.

Wolfgang Tschökes' Titelübersetzung klingt ähnlich:

CANDIDE oder der Optimismus. Aus dem Deutschen übertragen von Herrn Doktor Ralph. Samt den Zusätzen, die sich in der Tasche des Doktors fanden, als er zu Minden im Jahre des Heils 1759 verstarb.

Sowohl Lehmann als auch Tschöke erklären in einer Fußnote den Titel des Originals. Lehmann zitiert sowohl den Titel der ersten Ausgabe aus dem Jahr 1759 als auch den erweiterten Titel, der 2 Jahre später hinzugefügt wurde. Ulrich Bossiers Titelübersetzung lautet im Gegensatz zu den 2 davor erwähnten nur „Candide oder Der Optimismus“. Er hat demnach gänzlich auf die Übersetzung des Untertitels verzichtet.

Anzumerken ist auch, dass in den Übersetzungen von Sander, Lehmann und

---

<sup>94</sup>Vgl. Magnan, Andre: S.10

Tschöke im Anhang Erläuterungen und Anmerkungen zum Buch (zum Beispiel Begriffserklärungen) vorzufinden sind, während Bossier nur übersetzt und nichts erläutert.

## 4.2 Kapitelüberschriften

Da *Candide* trotz der Kürze des Werks in 30 Kapitel unterteilt ist und jedes dieser Kapitel eine eigene (meist aussagekräftige und nicht kurze) Überschrift hat, ist es wichtig auch die Übersetzungen dieser zu besprechen.

### 1.Kapitel

O: Comment Candide fut élevé dans un beau chateau, et comment il fut chassé d'icelui. (S.145)

M: Was maßen Kandidate in einem schönen Schlosse erzogen und aus selbigem fortgejagt wird.<sup>95</sup>

S: Wie Candid in einem schönen Schlosse erzogen und wie er von dort verjagt wurde. (S.3)

L: Wie Candide in einem wunderschönen Schloß erzogen und dann von dort weggejagt wurde (S.5)

T: Wie Candide in einem schönen Schloß aufgezogen und wie er aus selbigem weggejagt wurde (S.9)

B: Wie Candide in einem schönen Schlosse aufwächst, dann aber aus diesem vertrieben wird (S.27)

Dieses erste Beispiel für eine Kapitelüberschrift enthält bei erster Betrachtung kaum Übersetzungsschwierigkeiten. Es ist ein einfacher, klar aufgebauter und verständlicher Satz. Die einzige wirkliche Herausforderung ist dabei das Wort „icelui“. Dies ist eine veraltete Version des Wortes „celui-ci“. Mit veralteten, nicht mehr gebräuchlichen Worten, müssen Übersetzer eines vor Jahrhunderten geschriebenen Werkes natürlich häufig umgehen und Lösungen

---

<sup>95</sup>[http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide\\_01.htm](http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide_01.htm) zuletzt eingesehen am 6.12.2010

finden. Hierbei handelt es sich allerdings nicht um ein Wort, das zwar im heutigen Französisch nicht mehr geläufig ist, zu Voltaires Zeit aber schon gebraucht wurde, das Wort „icelui“ war auch zu Voltaires Zeit schon veraltet und wurde fast nur noch in juristischen Angelegenheiten gebraucht.<sup>96</sup> Voltaire hat diesen Begriff demnach als Stilmittel benutzt und daher gilt es, in der Übersetzung die konnotative Äquivalenz zu dem veralteten Begriff des Originaltextes herzustellen. Es stellt sich die Frage, wie die Übersetzer mit einem bewusst eingesetzten veralteten Ausdruck umgehen. Möglich wäre, einen ebenfalls veralteten deutschen Ausdruck zu benutzen oder einen nicht gebräuchlichen deutschen Begriff aus der Richtersprache.

Mylius' Überschrift wirkt aus heutiger Sicht sehr veraltet, das Wort „maßen“ ist seit langer Zeit nicht mehr gebräuchlich und „icelui“ übersetzt er mit „selbigem“. Ernst Sander geht in seiner Übersetzung nicht auf den Ausdruck „icelui“ ein. Er übersetzt auch nicht, wie man „celui-ci“ üblicherweise übersetzt, sondern mit „dort“ überhaupt nicht wortwörtlich aber sinngemäß. Seine Übersetzung (dieses Wortes) ist damit weder denotativ noch konnotativ äquivalent.

Ilse Lehmann geht ebensowenig auf den veralteten Ausdruck ein und übersetzt mit „dort“ ebenfalls sinngemäß. Eine mögliche Erklärung ist, dass Sander und Lehmann nicht wussten, dass „icelui“ für „celui-ci“ steht. Sie dachten möglicherweise, dass der französische Ausdruck vom Begriff „ici“ kommt, der normalerweise mit „dort“ übersetzt wird.

Tschöke übersetzt mit „selbigem“ und benutzt damit ein deutsches Wort, das kaum in der Alltagssprache benutzt wird und als veraltet ausgelegt werden kann.

Bossier übersetzt mit „diesem“. Er verwendet demnach die geläufige Übersetzung des Wortes „celui-ci“ und geht nicht auf den veralteten Begriff ein. Bei ihm ist daher zwar die denotative Äquivalenz gegeben aber nicht die konnotative. Bei Bossiers Übersetzung dieses Satzes ist ebenfalls auffällig, dass er die Gegenwartsform benutzt, obwohl das Original in einer Vergangenheitsform (passé simple) verfasst ist. Es gibt keinen ersichtlichen Grund für diese deutliche Veränderung, vor allem wenn man bedenkt, dass dies

---

<sup>96</sup>Vgl. Leoni, Sylviane. in: Voltaire - Candide. S.45

im Original die einzige Überschrift in einer Vergangenheitsform ist. Auch ist er der einzige Übersetzer, der „élevé“ von seiner ursprünglichen Bedeutung abweichend übersetzt. Das Wort hat zwar mehrere Entsprechungen, aber „aufwachsen“ ist keine davon, somit ist die denotative Äquivalenz bei Bossier nicht gegeben.

## 10. Kapitel

O: Dans quelle détresse Candide, Cunégonde et la vieille arrivent à Cadix, et de leur embarquement. (S.165)

M:Kandide, Kunegunde und die Alte kommen in einer gar schlimmen Lage zu Cadix an und schiffen sich ein.<sup>97</sup>

S: In welcher Bedrängnis Candid, Kunigunde und die Alte nach Cadiz gelangen und ihre Einschiffung (S.25)

L: Candide, Kunigunde und die Alte befinden sich bei ihrer Ankunft in großer Not und schiffen sich ein (S.33)

T: In welchen Nöten Candide, Kunigunde und die Alte in Cadix anlangen und sich einschiffen (S.34)

B: In welch schlimmer Not Candide, Kunigunde und die Alte Cádiz erreichen und wie sie sich dort einschiffen (S.53)

Diese Kapitelüberschrift beginnt mit den Worten „dans quelle“. In den Übersetzungen von Bossier, Tschöke und Sander wird dies wörtlich übernommen, bei Lehmann und Mylius wird dieser Ausdruck zu Beginn der Überschrift nicht übernommen. Inhaltlich macht dies keinen Unterschied, doch stilistisch erscheint es doch wichtig, da die Kapitelüberschriften bei Voltaire fast alle in gleicher Weise und wiederholend aufgebaut sind.

Eine weitere Auffälligkeit bei diesem Beispiel ist die Übersetzung von „Cadix“. Dabei handelt es sich um eine spanische Stadt, im Französischen wird sie „Cadix“ geschrieben, im Spanischen heißt es „Cádiz“ und auch in der deutschen Sprache verwendet man üblicherweise die spanische Bezeichnung,

---

<sup>97</sup>[http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide\\_09.htm](http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide_09.htm) zuletzt eingesehen am 6.12.2010

also das Endonym. Mylius und Tschöke haben sich dabei dem Original angepasst und die französische Bezeichnung, das Exonym, gewählt. Sander und Bossier haben die im Deutschen geläufige Bezeichnung der Stadt, nämlich „Cadiz“ beziehungsweise „Cádiz“, gewählt. Ilse Lehmann hingegen übernimmt den Stadtnamen nicht in ihrer Übersetzung.

## 28. Kapitel

O: Ce qui arriva à Candide, à Cunégonde, à Pangloss, à Martin, etc. (S. 226)

M: Baron von Donnerstrunkshausen und Panglos erzählen, was ihnen bisher begegnet ist.<sup>98</sup>

S: Was Candid, Kunigunde, Pangloß, Martin und die anderen erlebten (S.97)

L: Was Candide, Kunigunde, Pangloß und Martin widerfuhr (S.121)

T: Was Candide, Kunigunde, Pangloß, Martin usw. widerfuhr (S.116)

B: Was weiter mit Candide, Kunigunde, Pangloss, Martin und den andern geschieht (S.134)

Hierbei handelt sich um eine weitere Kapitelüberschrift, die, mit einem hinweisenden Fürwort beginnend, einfach aufgebaut ist und keine Übersetzungsschwierigkeiten enthält.

Beim Vergleich der Übersetzungen fällt zuerst auf, dass Mylius sehr fern von der Vorlage übersetzt, seine Version der Kapitelüberschrift ist damit in keiner Weise äquivalent zum Originaltext.

Die 4 anderen Übersetzer bleiben nah am Originaltext, auffällig ist allerdings, dass sowohl Tschöke als auch Lehmann für das französische Verb „arriver“ die Übersetzung „widerfahren“ wählen. Dieses Verb hat im Deutschen zahlreiche Äquivalente wie zum Beispiel „zustoßen“ oder „passieren“. Ob es sich bei der von den Übersetzern gewählten Variante um Zufall handelt oder ob diese sich

---

<sup>98</sup>[http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide\\_28.htm](http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide_28.htm) zuletzt eingesehen am 6.12.2010

gegenseitig beeinflussten kann hier allerdings nicht geklärt werden. Bei Lehmanns Übersetzung ist außerdem eine Auslassung vorzufinden: Während Tschöke die Abkürzung „etc.“ mit dem im Deutschen geläufigen „usw.“ überträgt und Sander und Bossier hier mit „und die anderen“ bzw. „und den anderen“ übersetzen verzichtet Lehmann auf die Übersetzung dieses Wortes.

### 4.3 Namen

In dem Werk tauchen die verschiedensten Namen auf. Zu Beginn handelt es sich dabei vor allem um französische Namen und frei erfundene deutsche Namen, mit welchen die Härte und Konsonantenvielfalt der deutschen Sprache satirisch dargestellt werden soll. Da Candide nach seiner Flucht aus dem Schloss durch die ganze Welt reist und die verschiedensten Menschen mit den verschiedensten Nationalitäten trifft, muss sich der Leser mit den unterschiedlichsten Namen der verschiedensten Länder und Kulturen auseinandersetzen. Wie die Übersetzer bei der Namensübertragung vorgehen, soll nun in einigen Beispielen analysiert werden:

- O: Candide  
M: Kandidate  
S: Candid  
L: Candide  
T: Candide  
B: Candide

Den Namen der Hauptfigur haben fast alle Übersetzer in Originalform beibehalten. Einzig Mylius hat aus dem „C“ ein „K“ gemacht. Lehmann fügt in den dem Text folgenden Erläuterungen an, dass „Candide“ übersetzt „Treuherz“ bedeutet.<sup>99</sup> Auch Tschöke erklärt in seinen Anmerkungen die Wortherkunft des

---

<sup>99</sup>Lehmann, Ilse: S.135

Namens, die Übersetzung und die Bedeutung in Bezug auf das Werk. Sander verzichtet in seiner Version auf das „e“ am Ende des Namens. Er erklärt dies in seinen Anmerkungen so:

[...] Abweichend von anderen Übertragungen, wird in dieser der Name des Helden ohne das Schluß-e geschrieben, um den zugrunde liegenden lateinischen Namen in einer dem deutschen gemäßen Schreibung wiederzugeben: candidus = der Schneeweiße; im übertragenen Sinn der Harmlose, der Offenherzige, der Reine.<sup>100</sup>

- O: Cunégonde

M: Kunegunde (häufig auch Gundchen oder Baroneß Gundchen)

S: Kunigunde

L: Kunigunde

T: Kunigunde

B: Kunigunde

Im Gegensatz zum vorhergehenden Beispiel haben in diesem Fall alle Übersetzer den Anfangsbuchstaben „C“ des Namens gegen ein „K“ ersetzt. Mylius' „Kunegunde“ bleibt dem Original um einen Buchstaben treuer als die 4 anderen Übersetzungen. Ein möglicher Grund für die Veränderung und „Eindeutschung“ des Namens ist, dass es sich um einen bekannten deutschen Namen handelt. Tschöke schreibt zu diesem Namen in seinem Kommentar:

Die Heilige Kunigunde von Luxemburg hatte als Gemahlin des Kaisers Heinrichs II. das Gelöbnis ewiger Enthaltbarkeit und Keuschheit abgelegt und - nach der Legende - auch eingehalten<sup>101</sup>

Laut Tschöke beruht die Gestalt der „Cunégonde“ demnach auf einer wirklichen Person und scheint hier der Grund zu sein, den Namen in der deutschen Version zu schreiben.

---

<sup>100</sup> Sander, Ernst: S. 107

<sup>101</sup> Tschöke, Wolfgang: S.130

- O: Baron de Thunder-ten-tronckh  
M: Baron von Donnertrunkshausen  
S: Baron von Thunder-ten-tronck  
L: Freiherr von Thunder ten Tronck  
T: Baron von Thunder-ten-tronckh  
B: Baron von Thunder-ten-tronckh

Mit diesem Namen parodiert Voltaire die Härte der deutschen Sprache. Er ist eine reine Erfindung und, wie man sieht, kein tatsächliches deutsches Wort. Es ist in diesem Fall schwer möglich eine konnotative Äquivalenz zu schaffen. Die Übersetzer sind vor die Frage gestellt, ob sie den Namen unverändert lassen und somit auf die Parodie des Originals verzichten, oder eine eigene Kreation erschaffen und versuchen, den Witz zu erhalten. Der einzige Übersetzer, der sich für eine eigene Kreation entschieden hat, ist Mylius. Mit „Donnertrunkshausen“ erschafft er eine Version, die ähnlich wie das Original klingt, aber im Gegensatz zur französischen Fassung tatsächlich aus deutschen Worten besteht. Die anderen Übersetzer hingegen behalten alle den Originalnamen bei. Nur Ilse Lehmann nimmt eine kleine Änderung vor, indem sie die Bindestriche weglässt und „Tronck“ ohne „h“ schreibt. Ernst Sander belässt den Namen zwar ebenfalls gleich der französischen Fassung, allerdings fügt er in seinen dem Text folgenden Anmerkungen bei: „Mylius übersetzt ihn in seiner Ausgabe des *Candide* willkürlich, aber treffend mit „Donnertrunkshausen“.<sup>102</sup>

- O: Paquette  
M: Gertrud  
S: Paquette

---

<sup>102</sup> Sander, Ernst: S.107



L: Paquette

T: Maßliebchen

B: Paquette

Dieses Namensbeispiel wird zur Analyse herangezogen, da es bei 2 der Übersetzungen auffällige Abweichungen gibt. Den französischen Namen Paquette trägt eine in einem Kapitel vorkommende Prostituierte. Bossier, Lehmann und Sander behalten den Originalnamen bei. Mylius wählt, wie so oft, einen deutschen Namen der in keinerlei ersichtlichem Zusammenhang mit dem französischen Namen steht. Die Übersetzung von Tschöke wirkt ebenfalls sehr gewagt und auf den ersten Blick verfehlt. Wenn man allerdings bedenkt, dass es sich bei dem Namen „Paquette“ um eine Kurzform des Wortes „Paquerette“, was in deutscher Sprache „Gänseblümchen“ oder „Maßliebchen“<sup>103</sup> bedeutet, handelt, wird Tschökes Übersetzungsweise einleuchtender. Er hat demnach die Bedeutung des Namens herangezogen und diesen wörtlich übersetzt.

- O: Frère Giroflée  
M: Bruder Viola  
S: Bruder Giroflée  
L: Bruder Giroflée  
T: Bruder Goldlack  
B: Bruder Giroflée

Dieses Namensbeispiel zeigt ebenso wie das vorige Beispiel, dass Sander, Lehmann und Bossier den Originalnamen beibehalten. Mylius und Tschöke bürgern die Namen wiederum in die deutsche Sprache ein. Wie Mylius auf den Namen „Bruder Viola“ kam, ist aus der Übersetzung nicht ersichtlich. Der

---

<sup>103</sup>Langenscheidts Großes Wörterbuch: Berlin und München: Langenscheidt Verlag, 2001. S.997

Namensbedeutung nach sind „Viola“ und „Giroflée“ vollkommen unterschiedlich. Im Gegensatz dazu hat Tschöke erneut den französischen Namen in deutscher Bedeutung wiedergegeben. Laut Wörterbuch bedeutet „Giroflée“ in deutscher Sprache „Goldlack“<sup>104</sup> Es ist demnach bei Tschöke die Tendenz gegeben, Namen mit bestimmten Bedeutungen in die deutsche Sprache einzubürgern.

- O: le gouverneur don Fernando d'Ibaraa, y Figueora, y Mascarenes, y Lampourdos, y Souza (S.174)

M: Don Fernando d'Ibara y Figueora y Mascarenes y Lampourdos y Souza<sup>105</sup>

S: Statthalter d'Ibara y Figuera y Mascarenes y Lampourdos y Suza (S.35)

L: Don Fernando d'Ibara y Figueora y Mascarenes y Lampourdos y Souza (S.46)

T: Gouverneur Don Fernando d'Ibaraa y Figueora y Mascarenes y Lampourdos y Souza (S.46)

B: Gouverneur Don Fernando d'Ibara y Figuera y Mascarenes y Lampourdos y Suza (S.64)

Wie schon erwähnt enthält das Werk *Candide* zahlreiche Namen der unterschiedlichsten Herkunft. Meist benutzt Voltaire diese Namen als Parodie einer Sprache, einer Kultur oder einer bestimmter Personen.

Dieser erfundene spanische Name ist offensichtlich eine Parodie der Länge mancher spanischer Namen. Im Gegensatz zum Namen des Barons, der die deutsche Sprache parodieren soll, besteht hier keine Schwierigkeit sowohl eine konnotative als auch eine pragmatische Äquivalenz in der Übersetzung zu erreichen, da die Ausgangssituation bzw. das Vorwissen der Ausgangssprachenleser und der Zielsprachenleser gleich sind. Sowohl für

---

<sup>104</sup> Langenscheidts Großes Wörterbuch: S.639

<sup>105</sup> [http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide\\_13.htm](http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide_13.htm) zuletzt eingesehen am 6.12.2010

Französischsprechende als auch für deutschsprechende Menschen handelt es sich dabei um eine Parodierung einer anderen, fremden Sprache, die von den Rezipienten beider Sprachen gleich verstanden werden kann. Größere Äquivalenzprobleme hätten hier spanische Übersetzer.

Trotzdem gibt es bei den verschiedenen deutschen Übersetzungen unterschiedliche Varianten. Der Titel „Gouverneur“ wird von Mylius und Lehmann ausgelassen, während Sander diesen Ausdruck mit „Statthalter“ übersetzt, allerdings lässt er den spanischen Titel „Don“ aus. Tschöke und Bossier übernehmen „gouverneur don“ originalgetreu mit „Gouverneur Don“. Bei der Schreibweise des kompletten Namens nimmt nur Tschöke keine Änderung vor, Sander und Bossier gestalten die verschiedenen Namensteile so, dass sie tatsächlich spanisch aussehen, während im französischen Original der Name so geschrieben ist, dass er mit französischer Aussprache (zum Beispiel mit „ou“, das man im Französischen nur als „u“ ausspricht) spanisch klingt.

- O: J'attends mon maître, M.Vanderdendur, le fameux négociant. (S.192)  
M: Ich warte auf meinen Herrn, den Herrn van der Dendur, den großen Kauf- und Handels-Herrn.<sup>106</sup>  
S: Ich warte auf meinen Herrn, den berühmten Großkaufmann Vanderdendur. (S.57)  
L: Ich warte auf meinen Gebieter, den Herrn Vanderdendur, den bekannten Handelsherrn. (S.72)  
T: Ich warte auf meinen Meister, Herrn Vankoop-Rijszaan, den berühmten Kaufmann. (S.71)  
B: Ich warte auf meinen Besitzer, den berühmten Handelsmann Mijnheer Vanderdendur. (S.89)

Bei dem holländischen Namen „Vanderdendur“ handelt es sich erneut um eine

---

<sup>106</sup>[http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide\\_19.htm](http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide_19.htm) zuletzt eingesehen am 6.12.2010

Erfindung Voltaires. Einerseits spielt er mit diesem auf den französischen Ausdruck „avoir la dent dure“ an und andererseits erinnert der Name an den holländischen Buchhändler „Van Duren“, mit dem Voltaire einige Streitigkeiten hatte.<sup>107</sup> Bei der Übersetzung gibt es daher Schwierigkeiten, die pragmatische Äquivalenz herzustellen, da kaum ein Zielsprachenleser von dem damaligen Buchhändler „Van Duren“ wissen kann. Es stellt sich außerdem die Frage, wie die Übersetzer bei einem Namen, der erstens mit einem französischen Ausdruck konnotiert wird und zweitens mit einer Person, umgehen sollen. Es besteht die Möglichkeit, den Namen im Zielsprachentext zu übernehmen, ohne weitere Erläuterung würden dabei allerdings die Konnotationen verloren gehen. Eine weitere Möglichkeit ist, eine neue Kreation des Namens zu schaffen, die sich auf den französischen Ausdruck bezieht, dabei ginge allerdings die Konnotation des Buchhändlers verloren.

In den drei älteren Übersetzungen wird der besagte Name unverändert aus dem Originaltext übernommen. Auch wird der Name in keiner der Übersetzungen näher erläutert.

In den zwei Neuübersetzungen sind Änderungen des Namens vorzufinden. Tschöke schafft eine ganz eigene Kreation, mit „Vankoop-Rijszaan“ versucht er eine konnotative Äquivalenz mit dem französischen Ausdruck zu schaffen. Bossier hingegen lässt den Namen Vanderdendur dem Original gleich, allerdings fügt er davor die Eigenkreation „Mijnheer“. Damit möchte er wohl den französischen Titel „Monsieur“ in holländischer Sprache ausdrücken. Warum er diese Hinzufügung vornimmt, ist aus dem Text heraus nicht ersichtlich. Bei Bossiers Übersetzung ist weiters auffällig, dass er „maître“ abseits seiner ursprünglichen Bedeutung mit „Besitzer“ übersetzt. Der Sinn des Originals bleibt damit zwar erhalten, allerdings kann hier keine denotative Äquivalenz geschaffen werden, da es sich bei diesem Ausdruck um keine Entsprechung von „maître“ handelt.

---

<sup>107</sup> Vgl. Leoni, Sylviane. in: Voltaire - Candide. S.112

## 4.4 Orte

Da die Hauptfigur Candide in diesem Werk die ganze Welt bereist, trifft der Leser auf zahlreiche Ortsbezeichnungen, Ländernamen, andere geografische Bezeichnungen und dergleichen. Teilweise gibt es die Orte und Länder, von denen Voltaire berichtet, nicht mehr, manchmal haben diese in der französischen Sprache eine ganz unterschiedliche Schreibweise als in der deutschen Sprache. Deshalb soll in diesem Unterkapitel anhand von Beispielen analysiert werden, wie die Übersetzer mit den verschiedenen geografischen Bezeichnungen umgehen.

- O: Valdberg-hoff-trarbk-dikkdorff (S.147)  
M: -  
S: Waldberghoff-Trarbk-Dickdorff (S.5)  
L: WaldberghofftrarbkDickdorff (S.9)  
T: Waldberghoff-trarbk-dikkdorff (S.12)  
B: WaldberghofftrarbkDickdorff (S.30)

Bei dieser deutschen Ortsbezeichnungen handelt es sich (ebenso wie beim Namen des Barons) um eine frei erfundene Parodierung der deutschen Sprache. Man kann im Original einzelne tatsächlich existierende deutsche Worte (wenn auch in falscher Schreibweise) feststellen. Voltaire verdoppelt hierbei Konsonanten, um die Härte der deutschen Sprache ins Lächerliche zu ziehen. Die Übersetzer sind daher vor die schwierige Aufgabe gestellt, eine französische Parodierung der deutschen Sprache in die deutsche Sprache umzusetzen. Es scheint unwahrscheinlich, dass diese Ortsbezeichnung übersetzt werden kann, ohne den Witz des Originals einzubüßen.

Bei Mylius ist an dieser Textstelle eine Auslassung vorzufinden. Die Versionen der anderen vier Übersetzer sind ähnlich, alle haben das „V“ zu Beginn des

Wortes in ein „W“ umgewandelt. Die Doppelkonsonanten werden bei Tschöke aus dem Ausgangstext gänzlich übernommen. Die anderen Übersetzer sind ebenfalls bei allen Konsonantenverdoppelungen originalgetreu geblieben außer bei dem Wortteil „dikk“, dieser wird verändert in die richtige deutsche Schreibweise „dick“. Warum nur manche Textteile an die richtige deutsche Schreibung angepasst werden und andere nicht scheint fragwürdig. Der einzige Übersetzer, der seine Version der Ortsbezeichnung in den Anmerkungen näher erklärt, ist Ernst Sander. Sein Kommentar lautet: „Von Voltaire erfundener Ortsname, der die Konsonantenhäufung der deutschen Sprache parodiert“<sup>108</sup>

- O:... j'ai été cuistre dans le collège de l'Assomption, et je connais le gouvernement de Los Padres comme je connais les rues de Cadix. (S.176)

M: Bin ja Aufwärter gewesen in dem Jesuiterkollegium zu Assumption, weiß im Gouvernement der Los Padres so gut Bescheid wie auf den Gassen zu Cadix.<sup>109</sup>

S: ich war Küster im Kollegium dell'Assuncione und kenne das Reich der Los Padres wie die Straßen von Cadiz. (S.38)

L: Ich war Pedell am Jesuitenkollegium zu Asuncion und kenne mich im Gebiet der Padres so gut aus wie in den Straßen von Cadiz. (S.49)

T: ich war Küchenjunge im Kollegium in Asunción, und ich kenne das Regierungsgebiet der Los Padres so gut wie die Straßen von Cadiz. (S.49)

B: Ich hatte die Stellung eines Pedells am Jesuitenkolleg von Asunción inne, und ich kenne das Gebiet der Padres wie die Straßen von Cádiz. (S.68)

Bei diesem Satz handelt es sich unter anderem um ein Ortsbeispiel, es sollen jedoch auch andere Übersetzungsschwierigkeiten erläutert werden.

---

<sup>108</sup> Sander, Ernst: S.107

<sup>109</sup> [http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide\\_14.htm](http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide_14.htm) zuletzt eingesehen am 6.12.2010

Im ersten Teil des Satzes kommt die Ortsbezeichnung „Assumption“ vor, dies ist eine französische Bezeichnung für die Hauptstadt von Paraguay „Asunción“.

Mylius behält die französische Stadtbezeichnung fast bei, in seiner Fassung heißt die Stadt „Assumption“.

Sander verändert den Wortlaut des Originaltextes deutlich, indem er aus nicht ersichtlichen Gründen mit „dell'Assuncione“ eine italienische Schreibweise des Ortes wählt. Er erklärt seine Wahl nicht, wie sonst so oft, in den dem Text folgenden Anmerkungen. Was zu dieser unnötigen Veränderung des Ausgangssprachentextes führte ist nicht zu erklären.

Die anderen drei Übersetzer wählen die sowohl in der deutschen als auch in der spanischen Sprache übliche Bezeichnung der Stadt, Lehmann verzichtet dabei auf den Akzent, in den beiden Neuübersetzungen ist die Stadtbezeichnung mit Akzent vorzufinden.

Die nächste Schwierigkeit in diesem Beispiel ist der Ausdruck „Los Padres“. Um diesen zu verstehen müsste sowohl der französische als auch der deutsche Leser über ein großes Wissen der Geschichte des 18. Jahrhunderts verfügen. In der Pléiade-Ausgabe wird die Bezeichnung in den dem Text folgenden Anmerkungen erklärt. „Los Padres“ waren die jesuitischen Brüder, die Paraguay zu dieser Zeit regierten.<sup>110</sup>

Voltaire löst dieses Übersetzungsproblem allerdings selbst, indem er in den diesem Beispiel folgenden Sätzen erklärt, wer die „Los Padres“ sind und was sie gemacht haben. Da der Begriff für die deutschen Leser ebenso fremd ist wie für die französischen Leser, kann er in der Übersetzung dem Original gleich bleiben und sowohl eine denotative als auch eine konnotative Äquivalenz zu erreichen stellt keine Probleme dar.

In drei Übersetzungen ist genau wie im Ausgangssprachentext „Los Padres“ vorzufinden, Lehmann und Bossier lassen das „los“ weg. Der Grund für diese (wenn auch kleine) Auslassung ist wiederum unklar. Auffällig ist, dass die Neuübersetzung von Bossier hier deutlich Ilse Lehmanns Fassung ähnelt.

Die Übersetzung der Ortsbezeichnung „Cadix“ wird nicht analysiert, da sie

---

<sup>110</sup> Vgl. Voltaire: *Candide*. Bibliothèque de la Pléiade. S.869

schon Thema eines vorhergehenden Beispiels ist.

Die letzte Schwierigkeit, die anhand dieses Beispiels besprochen werden soll, ist das Wort „cuistre“. Dabei handelt es sich um einen Begriff, der heute nicht mehr die gleiche Bedeutung trägt wie im 18. Jahrhundert. Leonie Sylviane erklärt, dass ein „cuistre“ ein „valet de collègue“ also ein Schuldiener ist.<sup>111</sup> Im Französisch-Deutschen Langenscheidt-Wörterbuch ist bei „cuistre“ die Übersetzung „Schulmeister“ zu finden.<sup>112</sup> Das sind natürlich 2 völlig unterschiedliche Bedeutungen eines Wortes und es ergibt sich somit die Schwierigkeit für die Übersetzer, den Ausgangssprachentext in seiner ursprünglichen Bedeutung zu verstehen. Die Übersetzer sind vor die Aufgabe gestellt, für einen Begriff, der in der heutigen französischen Sprache als veraltet gilt, ein ebenfalls nicht mehr gebräuchliches Äquivalent zu finden.

Mylius, Sander und Tschöke wählten ganz unterschiedliche Übersetzungen für diesen Begriff. Der „Aufwärter“ von Mylius wirkt für die heutige deutsche Sprache ebenso veraltet wie „cuistre“ und ist auch sinngemäß ein passendes Äquivalent. Sanders „Küster“ lässt eher an einen Kirchendiener denken und trifft den Wortlaut des Originals somit nicht. Ebenso verfehlt ist Tschökes „Küchenjunge“. Erstens macht er damit den Text jünger, indem er keinen veralteten, sondern einen gebräuchlichen Begriff benutzt und zweitens stimmt diese Bezeichnung auch inhaltlich nicht mit dem Originalausdruck überein. Ein Schuldiener (wie „cuistre“ in der französischen Ausgabe erklärt wird) kann zwar auch für Küchenarbeiten zuständig sein, der Begriff „Küchenjunge“ lässt aber den hier sprechenden Charakter (Cacambo) in einem ganz anderen Licht erscheinen. Lehmann und Bossier übersetzen erneut gleich mit „Pedell“. Dieser Begriff ist ebenso veraltet wie „cuistre“ und trifft genau die Bedeutung des französischen Textes.

---

<sup>111</sup> Vgl. Leoni, Sylviane. in: Voltaire - Candide. S.50

<sup>112</sup> Langenscheidts Großes Wörterbuch: Berlin und München: Langenscheidt Verlag, 2001 S.357



## 4.5 Beleidigungen

Beschimpfungen stellen Übersetzer meistens vor Schwierigkeiten, ähnlich wie bei Metaphern werden dabei in den jeweiligen Sprachen andere Bilder beim Leser erzeugt und es gilt zu entscheiden, ob man die Ausgangssprachliche Beleidigung wortwörtlich in die Zielsprache übertragen kann, ohne dass diese einen anderen Sinn erhält, oder ob man auf eine andere Beschimpfung zurückgreifen muss, um den Sinn beizubehalten. Eine noch größere Herausforderung stellen veraltete Beschimpfungen dar, wenn der Übersetzer keine Modernisierung und somit Veränderung des Textes anstrebt, sollte er für die veralteten, möglicherweise nicht mehr verwendeten Beschimpfungen der Ausgangssprache ebenso veraltete Beleidigungen in der Zielsprache finden.

- O: Quoi! dit-il, chienne de galiléenne, ce n'est pas assez de monsieur l'inquisiteur? Il faut que ce coquin partage aussi avec moi? (S.163)

M: Ha! schrie er, du bist mit dem Großinquisitor und mit mir nicht zufrieden? Mußt noch einen Schlafgesellen haben, du Galiläische Petze! Wart du! und auch du, du Hurenschelm!<sup>113</sup>

S: Wie! schrie er, du galiläische Hündin, ist's noch nicht genug mit dem Herrn Großinquisitor? Soll dieser Lump da auch noch mit mir teilen? (S.23)

L: Was, schrie er, du galiläische Hündin, hast du noch nicht genug an dem Herrn Großinquisitor? Soll ich etwa auch noch mit diesem Halunken teilen? (S.31)

T: Wie! Du Betze von einer Galiläerin, schrie er, ist der Herr Inquisitor noch nicht genug? Soll dieser Schelm auch noch mit mir teilen? (S.32)

B: „Was, du galiläische Hündin!“, schimpfte er. „Reicht dir denn nicht der Herr Inquisitor? Muß ich auch noch mit dem Halunken da teilen?“ (S. 51)

Die erste der beiden Beschimpfungen dieses Beispiels, „chienne galiléenne“,

---

<sup>113</sup> [http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide\\_09.htm](http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide_09.htm) zuletzt eingesehen am 6.12.2010

stellt zwar kein Problem für die Herstellung von denotativer Äquivalenz dar, da es für beide Worte Eins-zu-Eins-Entsprechungen in der deutschen Sprache gibt, die konnotative Äquivalenz ist aber im Gegensatz dazu schwerer zu erreichen, da der französische Ausdruck „chienne“ (innerhalb einer Beschimpfung) weitaus negativer konnotiert ist als dessen deutsche Entsprechung „Hündin“. Um in der Übersetzung sowohl denotative als auch konnotative Äquivalenz zu erreichen sollte demnach ein anderes, negativ konnotiertes Wort für „chienne“ gefunden werden.

Sander, Lehmann und Bossier übersetzen hier jeweils mit „galiläische Hündin“, somit erreichen die Übersetzungen in diesem Fall keine konnotative Äquivalenz. Mylius und Tschöke wählen mit „Petze“ und „Betze“ deutlich negativer konnotierte Entsprechungen des Wortes „chienne“.

Die zweite Beschimpfung in diesem Beispiel ist der Ausdruck „coquin“. Laut Langenscheidts Wörterbuch kann man diesen Begriff mit „Schlingel, Spitzbube oder Schelm“<sup>114</sup> übersetzen. Wiederum besteht hierbei das Problem, dass die eben genannten deutschen Entsprechungen zu positiv konnotiert werden im Gegensatz zum französischen Originalausdruck. Es ergibt sich daher die Frage, ob es für die Wirkung des Textes besser wäre, bei diesem Wort auf die denotative Äquivalenz zu verzichten und stattdessen einen Ausdruck zu wählen, der von der Konnotation und Wirkung her besser in diese Textstelle passt.

Mylius belegt das Wort in seiner Fassung „Hurenschelm“ mit einer negativeren Konnotation. Anzumerken ist außerdem zu Mylius Übersetzung, dass er den zweiten Satz dieses Beispiels stark verändert.

Sander verwendet statt einer wortwörtlichen Übersetzung den Begriff „Lump“, der ebenfalls negativ konnotiert ist.

In Lehmanns und Bossiers Fassungen wird „coquin“ jeweils als „Halunke“ wiedergegeben, sie ziehen daher ebenfalls in diesem Fall die konnotative Äquivalenz der denotativen vor und erneut ist eine gewisse Ähnlichkeit dieser

---

<sup>114</sup> Langenscheidt: S.323

beiden Übersetzungen festzustellen.

Der Einzige, der hier eine wörtliche Übersetzung wählt, ist Tschöke, der mit „Schelm“ übersetzt.

- O: Quel est, dit Candide, ce gros cochon qui me disait tant de mal de la pièce où j'ai tant pleuré, et des acteurs qui m'ont fait tant de plaisir? C'est un mal vivant, répondit l'abbé, qui gagne sa vie à dire du mal de toutes les pièces et de tous les livres [...] C'est un de ces serpents de la littérature qui se nourrissent de fange et de venin; c'est un folliculaire. Qu'appelez-vous folliculaire? dit Candide - C'est, dit l'abbé, un faiseur des feuilles, un Fréron. (S.203)

M: Wer war denn das dicke Schwein, sagte Candide, das auf ein Stück lästerte, worin ich so geweint habe, und auf Schauspieler, die mir so gefallen hatten? «Ein elender hungerleiderscher Duckmäuser, der um ein paar Bissen Brot zu verdienen, alle Stücke und alle Bücher herunterlästert; [...] eins von jenen Literaturinsekten, die sich bloß von Dreck und Gift und Geifer nähren; es ist ein gallsüchtiger Neidhart.» Ein gallsüchtiger Neidhart? sagte Candide. «Ei ja! So ein Flugblättler, ein gewisser Fréron.»<sup>115</sup>

S: Wer war, fragte Candide, das dicke Schwein, das das Stück so heruntergemacht hat, in dem ich so schluchzen mußte, und die Schauspieler, die mir so gefallen haben? Das ist ein zweibeiniges Übel, antwortete der Abbé, einer, der seinen Lebensunterhalt damit verdient, daß er alle Stücke und alle Bücher herunterreißt [...] er ist eine der Literaturschlangen, die sich von Schlamm und Gift nähren; er ist ein Zeilenschinder. Was verstehen Sie unter einem Zeilenschinder? fragte Candid. Das ist, sagte der Abbé, ein Zeitungsschreiber, ein Fréron. (S.69)

L: Wer war denn das dicke Schwein, fragte Candide weiter, das mir das Stück, das mich zu Tränen gerührt hat, und die Darsteller, die mir annehmend gut gefielen, so herunterriß? Das ist ein Taugenichts, gab der Abbé zurück, sicher ein Theaterkritiker, der sich seinen Lebensunterhalt damit verdient, daß er alle Stücke und Bücher herunterreißt. [...] Er ist eine jener Literaturschlangen, die von Schmutz und Gift leben, mit einem Wort: ein Federfuchser. Was ist ein Federfuchser? wollte Candide wissen. „Ein Zeitungsschreiber, ein gewisser Fréron.“ (87)

T: „Wer ist das dicke Schwein“, sagte Candide, „das mir so viel Übles von dem Stück gesagt hat, bei dem ich so weinte, wie von den Schauspielern, die mir solche Freude bereitet haben?“ - „Das ist einer

---

<sup>115</sup> [http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide\\_22.htm](http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide_22.htm) zuletzt eingesehen am 6.12.2010

von dem Gesindel“, antwortete der Abbé, „das seinen Lebensunterhalt damit verdient, Schlechtes über alle Stücke und alle Bücher zu verbreiten; [...] er ist eine jene Litereraturattern, die sich von Kot und Gift nähren, er ist ein Zeitungsschmierer.“ - Was meint Ihr mit Zeitungsschmierer?“ fragte Candide. „Das ist ein Papiersudler“, sagte der Abbé, „ein Fréron.“ (S.85)

B: „Wer war eigentlich der dicke Schweinehund, der da neben mir saß? Alles musste der Kerl herunterputzen: Das Stück, das mich zu Tränen rührte, ebenso wie die Schauspieler, an denen ich meine Freude hatte.“Eine wahre Pest auf zwei Beinen“, antwortete der Abbé. „Er verdient sein Brot, indem er alle Stücke und alle Bücher verreisst. [...] Er gehört zu jenen Schlangen des Literaturlebens, die sich von Dreck und Gift ernähren. Kurz: ein echter Schmierant.“ - „Was ist denn ein Schmierant?“ erkundigte sich Candide. „Jemand der seinen Schmutz auf alle schmiert, die etwas können“, antwortete der Abbé, „ein Niedermacher, ein Kritikaster, ein Fréron eben.“ (S.103)

Dieser lange Textauszug wurde ausgewählt, weil er zum größten Teil nur aus Beleidigungen besteht. Es handelt sich hierbei um ein Gespräch zwischen Candide und einem Abbé. Eine Besonderheit dabei ist, dass der Beginn dieser verächtlichen Rede Candide zuzuschreiben ist. Normalerweise ist dieser Charakter in der Erzählung immer optimistisch, auf das Gute in den Menschen bedacht und in seiner Naivität freundlich zu allen Menschen. Deswegen ist es sehr untypisch, dass Candide plötzlich so viel Hass für einen anderen Menschen empfindet. Es wirkt, als würde Voltaire selbst für kurze Zeit in den Text eintreten, um diese Hassrede zu halten. Grund für diese Beschimpfungen ist Elie Fréron, der Begründer der Zeitschrift *L'Année littéraire*, in dieser wurde keine Gelegenheit ausgelassen, die Schriften Voltaires schlecht zu machen. Die Auseinandersetzung erreichte ihren Höhepunkt im Jahr 1760 als Voltaire zwei Werke, in denen Fréron jeweils negative, lächerliche Rollen einnahm, auf den Markt brachte.<sup>116</sup>

Die erste Beschimpfung in diesem Beispiel, „gros cochon“, wird in allen 5 deutschen Fassungen gleich (oder zumindest fast gleich) mit „dickes Schwein“ übersetzt. Nur Bossier verlängert das Wort mit „Schweinehund“. Diese Bezeichnung ist etwas zu grob für den französischen Ausdruck „cochon“.

---

<sup>116</sup> Vgl. Voltaire: Candide. Bibliothèque de la Pléiade. S.877

Bei der nächsten feindseligen Bezeichnung „mal vivant“ handelt es sich um einen französischen Ausdruck, der heutzutage nicht mehr gebräuchlich ist. Es gibt keine deutsche Entsprechung für diesen. Daher stellt er die Übersetzer vor das Problem, dass eine denotative Äquivalenz schwer zu erreichen ist, da es sich um eine Eins-zu-Null-Entsprechung handelt und durch die erschwerte denotative Äquivalenz ist auch die konnotative Äquivalenz mit der Konnotation des Veralteten gefährdet.

Mylius übertreibt in seiner Fassung den Wortlaut des Originals mit „elender hungerleiderscher Duckmäuser“. Diese Version ist als Entsprechung für die kurzen Worte Voltaires zu lang geraten.

Sander gelingt mit „zweibeiniges Übel“ eine passende Entsprechung. Das Adjektiv „mal“ erhält in seiner Übersetzung mit „Übel“ Hauptwortcharakter. Bossiers Übersetzung weist mit „Pest auf zwei Beinen“ Ähnlichkeit mit Sanders Version auf.

Die anderen beiden Übersetzer wählen die Ausdrücke „Gesindel“ und „Taugenichts“, die beide den Sinn des Originaltextes beibehalten.

Der nächste Satz „C'est un de ces serpents de la littérature qui se nourrissent de fange et de venin“ wäre gut wortwörtlich zu übersetzen, jedes Wort hat eine Entsprechung in der deutschen Sprache und keiner der Ausdrücke trägt die Konnotation des Veralteten.

Mylius übertreibt in seiner Übersetzung wieder, statt der ursprünglichen Bedeutung des Wortes „serpent“, nämlich „Schlange“, übersetzt er hier mit „Literaturinsekten“ und seine „Insekten“ bekommen mehr schlechte Dinge zu essen, als die Schlange im Ausgangssprachentext.

Sander, Lehmann und Bossier übersetzen jeweils mit Schlange, Tschöke leicht abweichend mit „Natter“.

Für die französischen Worte „Fange“ und „venin“, wovon sich die Schlange im Ausgangssprachentext ernährt, gibt es eigentlich Eins-zu-Eins-Entsprechungen. Die gängige deutsche Übersetzung für „fange“ lautet „Schlamm“ bzw. „Dreck“ und „venin“ wird üblicherweise mit „Gift“ übersetzt.

Sander, Lehmann und Bossier halten sich an diese gängigen Entsprechungen,

Tschöke hingegen übersetzt „fange“ mit „Kot“ und ändert somit geringfügig den Wortlaut des Originaltextes.

Bei dem folgenden zu analysierenden Ausdruck „un folliculaire“ handelt es sich scheinbar um ein Wort, das von Voltaire das erste Mal verwendet wurde, also in diesem Zusammenhang neu erfunden wurde und es ist eine abwertende Bezeichnung für einen Journalisten oder einen Schriftsteller.<sup>117</sup> Die denotative Äquivalenz herzustellen ist demnach erschwert bzw. unmöglich, da es sich um eine Eins-zu-Null-Entsprechung handelt.

Alle 5 Übersetzer haben sich für eigene Kreationen in ihren Fassungen entschieden. Bei Mylius heißt es „gallsüchtiger Neidhart“, er verlängert somit wiederum den Wortlaut des Originals und trifft dieses auch inhaltlich nicht. Sanders „Zeilenschinder“ stellt eine bessere Entsprechung dar, da sein Ausdruck in Zusammenhang mit dem Beruf des Schreibens steht.

Auch die Kreationen der anderen drei Übersetzer bilden geeignete Äquivalente zum Ausdruck des Ausgangssprachentextes.

Zu Bossiers Fassung ist hinzuzufügen, dass er, wie so häufig, das Original erweitert und einige Worte hinzufügt. In seiner Übersetzung geht somit immer wieder die Prägnanz Voltaires Sprache verloren und er begeht den Fehler, vor dem Koller im Laufe der Begriffserklärung der pragmatischen Äquivalenz warnt: der Leser des Zielsprachentextes wird hier unterfordert, Bossier greift zu stark in den Originaltext ein.

Schließlich gilt es noch die Personenbezeichnung „fréron“ zu übersetzen. Das Problem ist dabei, dass der Leser des Zielsprachentextes nicht wissen kann, um wen es sich bei dieser Person handelt. Um eine pragmatische Äquivalenz herzustellen ist es deshalb vonnöten, in Kommentar -oder Fußnotenform dem Leser das nötige Wissen zu vermitteln. Bei Mylius und Bossier sind keine Erklärungen zu finden, die anderen 3 Übersetzer erklären die Wortbedeutung jeweils in ihren den Texten folgenden Kommentaren.

---

<sup>117</sup> Vgl. Voltaire: *Candide*. Bibliothèque de la Pléiade. S.877

- O: „Vous insolent! répondit le baron, vous auriez l'impudence d'épouser ma soeur, qui a soixante et douze quartiers! Je vous trouve bien effronté d'oser me parler d'un sein si téméraire!“ (S.179)

M: Übermütiger Bengel! heiraten wollt Ihr meine Schwester! Ihr sie heiraten! Ein Fräulein von zweiundsiebzig Ahnen! Verdammt über die Unverschämtheit! Und ist so keck, die Bürgerkanalje, und sagt mir die infame Sottise ins Gesicht!<sup>118</sup>

S: Sie Unverschämter! fuhr der Baron auf, Sie haben die Frechheit, meine Schwester heiraten zu wollen, die zweiundsiebzig Ahnen hat! Unerhört dreist finde ich es, mir diese Vermessenheit ins Gesicht zu sagen! (S.42)

L: Was, Sie unverschämter Mensch, Sie! Versetzte der Baron. Sie nehmen sich die Frechheit heraus, meine Schwester heiraten zu wollen, die einen Stammbaum von zweiundsiebzig Ahnen hat? Ich finde es reichlich dreist, daß Sie es überhaupt wagen, mir von einem so vermessenem Vorhaben zu sprechen.(S.54)

T: Frecher Bube! gab ihm der Baron zurück, Ihr besäzet die Unverschämtheit, meine Schwester zu heiraten, die zweiundsiebzig Ahnen aufzuweisen hat! Ich finde Euch ausgesprochen dreist, dass Ihr es wagt, vor mir von solch vermessenem Vorschlag zu sprechen. (S.53)

B: „Was, Unverschämter!“, entfuhr es dem Baron, „welche Dreistigkeit! Ihr – meine Schwester heiraten? Eine Baroness mit zweiundsiebzig Ahnen? Und dieses freche Begehren äußert Ihr auch noch ganz offen? In meiner Gegenwart? Unerhört!“ (S.72)

Der französische Ausdruck „insolent“ ist im Gegensatz zu vielen anderen Beispielen nicht veraltet und trägt heutzutage noch die gleiche Bedeutung wie im 18. Jahrhundert. Laut dem Pons Großwörterbuch kann dieser Begriff als „respektlos, frech, anmaßend, unverschämt“ übersetzt werden.<sup>119</sup> Ein wichtiges Merkmal für die Übersetzung ist, dass es sich bei „insolent“ eigentlich um ein Adjektiv handelt, dieses aber im Originaltext substantivisch gebraucht wird. Nur Sander und Bossier übersetzen den Ausdruck als Substantiv mit „Sie Unverschämter“ bzw. „Unverschämter“. In den anderen Übersetzungen ist der Begriff als Adjektiv wiederzufinden und es wird jeweils ein Substantiv

<sup>118</sup> [http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide\\_15.htm](http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide_15.htm) zuletzt eingesehen am 6.12.2010

<sup>119</sup> Vgl. Pons – Großwörterbuch für Experten und Universität, Französisch-Deutsch. Stuttgart: Ernst Klett Verlag, 1999. S. 410

hinzugefügt. Mylius übersetzt mit „übermütiger Bengel“, Lehmann „unverschämter Mensch“ und Tschöke „Frecher Bube“. Alle 3 Übersetzungen enthalten demnach Hinzufügungen. Fragwürdig erscheint außerdem Mylius' Adjektiv „übermütiger“, dieses ist kein denotatives Äquivalent zu „insolent“.

Der nächste Satz enthält keine Übersetzungsprobleme. Jedes Wort hat denotative Entsprechungen in der deutschen Sprache und es gibt auch sonst keine Besonderheiten, die die anderen Äquivalenzen behindern könnten. Bei Betrachtung der Übersetzungen fällt auf, dass die Fassungen von Mylius und Bossier erneut sehr frei sind, bei beiden gibt es Hinzufügungen und Kommentare, die für das Textverständnis nicht notwendig wären.

#### 4.6 Veraltete Ausdrücke

- O: Les chambres sont visiblement instituées pour être chaussées, et nous avons des chausses. (S.146)  
  
M: Eure Beine: Ihr empfangt sie, um sie zu bestrümpfen und zu beschuhen, und Ihr bestrümpft und beschuht sie.<sup>120</sup>  
  
S: Wie der Augenschein dartut, habt ihr Beine, um Stiefel zu tragen; deshalb gibt es Stiefel. (S.4)  
  
L: Die Füße sind offensichtlich zum Tragen von Schuhen eingerichtet - also haben wir Schuhwerk; (S.6)  
  
T: Die Beine sind augenscheinlich dazu eingerichtet, bekleidet zu werden, folglich tragen wir Beinkleider. (S.10)  
  
B: Beine wurden, wie schon der Augenschein zeigt, gemacht, dass man sie behose, also tragen wir Hosen. (S.28)

---

<sup>120</sup> [http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide\\_01.htm](http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide_01.htm) zuletzt eingesehen am 6.12.2010



In diesem Satz ist das französische Pluralwort „chausses“ ein veralteter, heute nicht mehr benutzter Begriff. Laut Wörterbuch<sup>121</sup> handelt es sich dabei in der deutschen Sprache um den ebenfalls veralteten Begriff „Beinkleider“. Zu beachten ist im Ausgangstext auch das Wortspiel „chaussées“ und „chausses“. Das Verb „chausser“ ist eine Eins-zu-Teil-Entsprechung des deutschen Verbs „anziehen“, da sich das französische Verb hauptsächlich auf das Anziehen von Schuhen bezieht.

Mylius löst diese Schwierigkeit, indem er die französischen Begriffe „chausser“ bzw. „chausses“ mit „bestrümpfen“ und „beschuen“ umschreibt. Sander geht nicht auf den veralteten Begriff ein und nennt „chausses“ auf deutsch „Stiefel“. Dies trifft den Sachverhalt des Originaltextes nicht, da es sich dabei um keine Schuhe, sondern um ein Bekleidungsstück handelt. Lehmann übernimmt den veralteten Begriff ebenfalls nicht in ihrer Übersetzung und trifft wie Sander nicht die ursprüngliche Bedeutung. Tschöke scheint bei diesem Beispiel als Einziger sowohl die denotative als auch die konnotative Äquivalenz zu erreichen, indem er „chausses“ mit dem veralteten deutschen Begriff „Beinkleider“ übersetzt. In Bossiers Übersetzung steht für diesen Begriff „Hosen“, damit enthält seine Übersetzung in diesem Fall ebenfalls keinen veralteten Ausdruck. Allerdings ist anzumerken, dass die neueste Übersetzung die einzige ist, die Bezug auf das französische Wortspiel nimmt.

- O: Candide, tout stupéfait, ne démêlait pas encore trop bien comment il était un héros. (S.148)

M: Kandidate war noch ganz verduzt, konnte gar nicht recht begreifen, wie er so im Hui zum Helden geworden.<sup>122</sup>

S: Candid war ganz verblüfft und begriff noch gar nicht, wie er zum Helden geworden war. (S.6)

---

<sup>121</sup> Vgl. Langenscheidt: S. 246

<sup>122</sup> [http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide\\_02.htm](http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide_02.htm) zuletzt eingesehen am 6.12.2010

L: Candide war völlig verwirrt und vermochte noch nicht recht zu fassen, wie er zum Helden geworden war. (S.10)

T: Candide konnte, noch ganz verwirrt, nicht recht fassen, wie er zum Helden geworden war. (S.13)

B: Candide verwirrte dies alles gewaltig; er begriff noch gar nicht recht wieso er jetzt plötzlich ein Held sein sollte. (S.31)

Das französische Wort „démêler“ wird heutzutage noch verwendet, allerdings war es zu Voltaires Zeit mit einer anderen Bedeutung konnotiert. Der Ausdruck entsprach damals dem heutigen Begriff „discerner“.<sup>123</sup> Dies bedeutet übersetzt „wahrnehmen“ oder „erkennen“.<sup>124</sup>

Bei Betrachtung der Übersetzungen sind keine besonderen Auffälligkeiten zu entdecken. In diesem Fall scheint es nicht sinnvoll, originalgetreu einen deutschen Begriff zu wählen, der entweder veraltet ist oder heute eine andere Bedeutung trägt als vor 250 Jahren, da dies auf Kosten der pragmatischen Äquivalenz gehen würde. Anzumerken ist dennoch, dass Ilse Lehmann mit ihrer Fassung „vermochte noch nicht recht zu fassen“ die Konnotation des Veralteten in ihrer Übersetzung einbringt. Wie bei den meisten Beispielen übersetzen Mylius und Bossier recht frei und mit Hinzufügungen, Tschöke bleibt sehr nah am Ausgangssprachentext. Tschökes und Lehmanns Fassungen weisen eine gewisse Ähnlichkeit auf.

- O: Le roi des Bulgares passe dans ce moment, s'informe du crime du patient... (S.149)

M: In eben dem Nu reitet der König der Bulgaren vorbei, fragt, was der arme Sünder begangen...<sup>125</sup>

S: Da kommt just der König von Bulgarien vorbei und fragt nach dem

---

<sup>123</sup> Vgl. Leoni, Sylviane. in: Voltaire - Candide. S.50

<sup>124</sup> Langenscheidt: S.428

<sup>125</sup> [http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide\\_02.htm](http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide_02.htm) zuletzt eingesehen am 6.12.2010

Verbrechen des armen Sünders. (S.7)

L: In diesem Augenblick ritt der König der Bulgaren vorbei und erkundigte sich, welches Verbrechen der arme Sünder begangen habe. (S.11)

T: In diesem Augenblick kommt der Bulgarenkönig vorüber, erkundigt sich nach dem Verbrechen des Missetäters...(S.14)

B: Just in diesem Moment kam der König der Bulgaren vorbei. Er blieb stehen und fragte, welches Verbrechen der arme Sünder begangen hatte. (S.32)

Dieses Beispiel wird angeführt, da es sich bei dem französischen Ausdruck „patient“ um einen veralteten Begriff handelt. Ebenso wie das vorherige Beispiel wird dieser Ausdruck auch in der heutigen französischen Sprache noch gebraucht, allerdings in einer anderen Bedeutung als in der französischen Sprache des 18. Jahrhunderts. Zu der damaligen Zeit und in diesem Textzusammenhang bedeutete das Wort „patient“, dass eine Person zum Tode verurteilt war und auf ihre Hinrichtung wartete.<sup>126</sup>

Keiner der Übersetzer geht auf diese Wortbedeutung ein, Tschöke übersetzt als einziger mit „Missetäter“, die anderen wählen vereint den Ausdruck „armer Sünder“.

- O: ...portant quelques petites provisions dans son bissac... (S.150)  
M: ...in seinem Schnappsack etwas weniges Mundproviant habend<sup>127</sup>  
S: ...in seinem Schnappsack trug er ein wenig Proviant... (S.9)  
L:... mit einem kleinen Mundvorrat im Brotbeutel... (S.12)  
T: ... mit wenigen Vorräten in seinem Quersack...(S.15)

---

<sup>126</sup>vgl dazu das französische Onlinewörterbuch XMLittré.  
<http://francois.gannaz.free.fr/Littré/xmlittré.php?rand=&requete=patient&submit=Rechercher>, zuletzt eingesehen am 25.11.2010: „Celui qui est condamné à mort et que l'on va exécuter“

<sup>127</sup>[http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide\\_03.htm](http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide_03.htm) zuletzt eingesehen am 6.12.2010

B: ...im Schnappsack noch ein wenig Proviant... (S.34)

Das Wort, das die Übersetzer hier vor Probleme stellt, ist der französische Ausdruck „bissac“. Dies ist ein heute in Vergessenheit geratener Begriff, der eine Tasche bezeichnet, die länglich in der Mitte ist und an beiden Enden je einen Beutel hat. Man trug diese Tasche über der Schulter.<sup>128</sup>

3 der Übersetzer haben sich in ihrer Version für den veralteten deutschen Begriff „Schnappsack“ entschieden. Ob dies tatsächlich die passende Entsprechung für „bissac“ ist, ist unklar. Es steht auf jeden Fall fest, dass es sich dabei um einen nicht mehr gebrauchten und nicht mehr bekannten Begriff handelt. In der *oekonomischen Encyklopädie* von J.G.Krünitz wird erklärt, dass es sich bei dem Ausdruck „Schnappsack“ um einen „Sack oder Beutel, trockne Speisen darin auf Reisen bei sich zu führen“<sup>129</sup> handelt. Es ist demnach nicht die genaue Entsprechung des französischen „Bissac“, da dieser eine ganz bestimmte Form aufweist.

Ilse Lehmann verzichtet in ihrer Übersetzung des Wortes auf die denotative Äquivalenz und übersetzt mit „Brotbeutel“.

Die beste Entsprechung für den veralteten französischen Ausdruck findet hier Tschöke: „Quersack“ ist ein ebenfalls veralteter deutscher Begriff, die konnotative Äquivalenz wird somit gesichert, aber es besteht auch ein denotatives Äquivalenzverhältnis zum Originaltext, da „Quersack“ die gleiche Bedeutung trägt wie „bissac“. In der *oekonomischen Encyklopädie* wird der Begriff „Quersack“ so beschrieben: „ein langer Sack oder Beutel, welcher seine Oeffnung in der Mitte hat, und eigentlich aus zwey Säcken besteht, deren einer im Tragen vor der Brust, der andere aber auf dem Rücken herunter hängt“.<sup>130</sup>

---

<sup>128</sup> Vgl. Leoni, Sylviane. in: Voltaire - Candide. S.53

<sup>129</sup> Krünitz, J.G: oekonomische Encyklopädie online. <http://www.kruenitz1.uni-trier.de/> zuletzt eingesehen am 28.11.10

<sup>130</sup> ebd.

## 4.7 Währungen/Maßeinheiten

- O: n'avez vous pas cinq pieds cinq pouces de haut? (S.148)  
M: Sie messen sechs Zoll?<sup>131</sup>  
S: Sind sie nicht fünf Fuß und fünf Zoll groß? (S.6)  
L: Sie sind doch fünf Fuß und fünf Zoll groß? (S.9)  
T: meßt Ihr nicht fünf Fuß und Sechs Zoll? (S.12)  
B: Ihr messt doch etwa fünf Fuß fünf Zoll? (S.31)

In diesem Beispiel sind die veralteten französischen Maßeinheiten „pied“ und „pouce“ vorzufinden. Da es für diese in der deutschen Sprache mit „Fuß“ und „Zoll“ Entsprechungen gibt, die ebenfalls veraltet sind, gibt es keine Probleme eine denotative und eine konnotative Äquivalenz herzustellen. In allen Fassungen werden die Maßeinheiten gleich übersetzt, nur bei Mylius misst Candide lediglich 6 Zoll, damit wäre er ca. 15 Zentimeter groß.

- O: On le prie d'accepter quelques écus... (S.148)  
M: Man drang ihm etliche Taler auf;<sup>132</sup>  
S: Man nötigt ihm einige Taler auf... (S.6)  
L: Einer der Blauen drückte ihm ein paar Taler in die Hand. (S.9)  
T: Man ersucht ihn, ein paar Taler aufzunehmen...(S.12)  
B: Die Blauen gaben ihm sogar noch zusätzlich ein paar Taler; (S.31)

---

<sup>131</sup> [http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide\\_02.htm](http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide_02.htm) zuletzt eingesehen am 6.12.2010

<sup>132</sup> ebd.

Dieses Beispiel bezieht sich auf die alte französische Münzbezeichnung „écu“. Im Wörterbuch wird als Entsprechung „Taler“ angegeben.<sup>133</sup> Damit ergeben sich hierbei keine Übersetzungsprobleme, da es für den französischen Begriff eine deutsche Entsprechung gibt. In den 5 analysierten Übersetzungen wird ebenfalls der Ausdruck „Taler“ benutzt. Selbst Tschöke, der sonst meist verfremdend übersetzt und häufig französische Ausdrücke in seine Fassung einbezieht, entscheidet sich für eine einbürgernde Übersetzung.

Nicht dem Ausgangssprachentext entsprechend erscheint hier bei einigen Übersetzern die Übertragung des französischen Ausdrucks „on le prie d'accepter“. Wörtlich übersetzt würde der Satz „man bittet ihn, einige Ecus/Taler anzunehmen“ lauten. Der Sinn des Originals bleibt dabei erhalten, es wirkt nicht zu wortwörtlich und ist in jeder Hinsicht äquivalent. Warum sich außer Tschöke kein Übersetzer für eine wörtliche Übertragung entschieden hat, ist demnach fragwürdig. Sowohl Mylius' „drang ihm auf“ und Sanders „nötigte auf“ als auch Lehmanns „drückte ihm in die Hand“ verändern den Sinngehalt der Originaltextstelle deutlich. Weiters auffällig ist, dass es eine zeitliche Diskrepanz zwischen dem Original und 3 der Übersetzungen gibt: Während Voltaire diese Stelle im Präsens verfasste, verwenden Mylius, Lehmann und Bossier hier das Präteritum.

- O: -Pas un maravédis, dit-elle. (S.165)  
M: Keinen Maravedi!<sup>134</sup>  
S: Kein roter Heller! entgegnete sie (S.26)  
L: Nicht einen roten Heller. (S.33)  
T: „Nicht ein Maravédis“, war die Antwort  
B: - Nicht einen Heller, antwortete diese (S.53)

---

<sup>133</sup> Langenscheidt: S.462

<sup>134</sup> [http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide\\_10.htm](http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide_10.htm) zuletzt eingesehen am 5.12.2010

Bei dem Ausdruck „maravédis“ handelt es sich um eine frühere spanische Münze aus Kupfer, die einen sehr geringen Wert hatte.<sup>135</sup> Der inhaltliche Zusammenhang ist, dass Candide Cunégonde fragt, ob sie gar kein Vermögen mehr hat, statt zu antworten, dass sie nichts mehr hat, sagt sie „pas un maravédis“. Dies ist demnach eine veraltete französische Redewendung, der französische Ausdruck ist im übertragenen Sinne zu verstehen.

Die Übersetzer sind dabei vor die Wahl gestellt, ob sie bei der früheren spanischen Münzbezeichnung bleiben, dadurch aber die pragmatische Äquivalenz erschweren, oder ob eine geeignete, veraltete deutsche Entsprechung gesucht wird, wodurch die denotative Äquivalenz nicht gegeben wäre.

Mylius bleibt mit „Maravedi“ bei der Bezeichnung des Originaltextes, es ist anzunehmen, dass die Münzbezeichnung in dieser Zeit auch im deutschen Sprachraum bekannt war. Sander wählt mit „kein roter Heller“ eine deutsche Entsprechung dieser Redewendung. Die denotative Äquivalenz kann zwar so nicht erreicht werden, allerdings kann man sowohl von konnotativer Äquivalenz sprechen, durch die Konnotation des Veralteten, als auch von formal-ästhetischer Äquivalenz durch die Erhaltung der Redewendung. Bei Lehmann und Bossier findet sich die spanische Münze ebenfalls als „Heller“ wieder. Nur Tschökes Übersetzung ist hier erneut wortwörtlich.

- O: Oh! oh! dit à part soi le prudent Vanderdendur, cet étranger donne dix mille piastres tout d'un coup! il faut qu'il soit bien riche. (S.194)

M: Hoho! sagte Schlaukopf van der Dendur im Weggehn zu sich selbst: Dem Ausländer ist das so gleichviel, zehntausend Piaster hinzugeben. Der muß gewaltig viel vor den Daumen zu schieben haben.<sup>136</sup>

S: Oh, oh, dachte der umsichtige Vanderdendur bei sich, dieser Fremde zahlt auf einen Hieb zehntausend Piaster! der muß mächtig reich sein. (S.59)

---

<sup>135</sup> Vgl. Leoni, Sylviane. in: Voltaire - Candide. S. 73

<sup>136</sup> [http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide\\_19.htm](http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide_19.htm) zuletzt eingesehen am 6.12.2010

T: Oho, sagte sich der schlaue Vankoop-Rijszaan, dieser Fremde zahlt zehntausend Piaster auf einen Satz! Der muss ja sehr reich sein. (S.73)

L: Oho, sagte der schlaue Schiffsherr. Dieser Fremde zahlt zehntausend Piaster auf einem Brett, er muß also sehr reich sein. (S.75)

B: „Schau, schau“, dachte der schlaue Vanderdendur im Weggehen, „dieser Fremde zahlt zehntausend auf einen Satz. Muss der aber reich sein.“ (S. 92)

Der Ausdruck „piastre“ ist wiederum die Bezeichnung einer alten spanischen Münze. Bei diesem Beispiel (im Gegensatz zu einem vorherigen Beispiel mit der Münze „maravédis“) sind sich alle Übersetzer einig und benutzen in ihren Fassungen die deutsche Entsprechung Piaster. Es ist anzunehmen, dass hier von allen Übersetzern die wörtliche deutsche Entsprechung ausgewählt wurde, da in diesem Beispiel nur der reine Sachverhalt vorzufinden ist und keine Redewendung mit übertragenem Sinn.

## 4.8 Redewendungen

- O: ...et en demandant au corsaire une absolution *in articulo mortis*. (S. 168)  
M: ...und, in letzten Zügen liegend, bat sie den Korsaren um Absolution.<sup>137</sup>  
S: ...und flehten den Korsaren um Absolution in articulo mortis. (S.28)  
L: ...und baten den Korsaren um Absolution in articulo mortis. (S.37)  
T: ...und baten den Korsaren um eine Absolution *in articulo mortis*. (S.38)  
B: ...und baten die Korsaren um die Absolution *in articulo mortis*. (S.56)

Dieses Beispiel wird angeführt, weil es eine lateinische Redewendung enthält.

---

<sup>137</sup> [http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide\\_11.htm](http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide_11.htm) zuletzt eingesehen am 6.12.2010



Während im 18. Jahrhundert die meisten gebildeten Rezipienten die lateinische Sprache ohne Probleme verstanden, wird der Großteil der heutigen Leser die Sprache deutlich schlechter verstehen. Die Wendung „in articulo mortis“ bedeutet (nicht wörtlich übersetzt) „im Moment des Sterbens“.

Der einzige Übersetzer, der diese Redewendung nicht in seiner Fassung übernimmt, ist Mylius. Bei ihm ist anstelle der Übersetzung eine Auslassung vorzufinden. Verwunderlich scheint, dass alle anderen Übersetzer ohne weitere Kommentare die lateinischen Worte des Ausgangssprachentextes in ihren Zielsprachentexten übernommen haben. Wahrscheinlich wurde es nicht für nötig empfunden, die Leser des Zielsprachentextes mit mehr Informationen über diese lateinische Wendung zu versorgen, als dies Voltaire in seinem Originaltext macht.

- O: ...Candide qui avait le coeur sur les lèvres... (S.193)  
M: ...Kandide, dem das Herz immer auf der Zunge saß...<sup>138</sup>  
S: ...Candid, der stets sein Herz auf der Zunge trug (S. 58)  
L:...Candide der das Herz auf der Zunge hatte...(S.73)  
T: ...Candide der das Herz auf der Zunge trug...(S.72)  
B: ...Candide, dem das Herz immer auf der Zunge saß... (S.91)

Bei diesem Beispiel handelt es sich um eine weitere französische Redewendung. Sie bedeutet im übertragenen Sinn, dass man seine Gedanken sofort und unverblümt äußert.<sup>139</sup> Dem entspricht die deutsche Redewendung „das Herz auf der Zunge tragen“ genau und wird von allen Übersetzern dementsprechend übersetzt. „Zunge“ ist zwar keine Entsprechung des Wortes „lèvres“, welches gewöhnlich mit „Lippen“ übersetzt wird. Somit ist hier die denotative Äquivalenz nicht gegeben, allerdings ist bei dieser Übersetzung

---

<sup>138</sup> [http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide\\_19.htm](http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide_19.htm) zuletzt eingesehen am 6.12.2010

<sup>139</sup> Vgl. dazu die Fußnote der Livre de Poche-Ausgabe: hier wird die Redewendung so erklärt: avoir le coeur sur les lèvres: exprimer sa pensée en toute franchise. S.114

die Erhaltung der formal-ästhetischen Äquivalenz der denotativen vorzuziehen, da es wichtiger ist, die Redewendung mit einer äquivalenten Redewendung zu übertragen, als jedes Wort mit seiner denotativen Entsprechung.

## 4.9 Die Höflichkeitsform

Da es in den verschiedenen Übersetzungen deutliche Unterschiede gibt, wann die französische höfliche Anrede „vous“ wie übersetzt wird, soll dies kurz analysiert werden. Die französische höfliche Anrede hat sich in den letzten Jahrhunderten kaum verändert, sowohl im 18. Jahrhundert als auch heutzutage werden Personen in der 2. Person Plural angesprochen. In der deutschen Sprache hingegen hat sich die Höflichkeitsform in den letzten Jahrhunderten geändert, wie es an den verschiedenen Candide-Übersetzungen gut festzustellen ist.

- O: „Qui êtes-vous? lui disait toujours Candide; qui vous a inspiré tant de bonté? quelles grâces puis-je vous rendre?“ (S. 159)

M: Wer ist Sie, gute Alte? fragte Candide jedesmal. Was bewegt Sie zu dem liebeichen Betragen? Sag Sie, wie kann ich dafür erkenntlich sein?<sup>140</sup>

S: „Wer sind Sie“ fragte Candide jedesmal, „woher rührt Ihre große Güte? Wie kann ich Ihnen danken?“ (S.19)

L: „Wer seid Ihr?“ fragte Candide immer wieder, „Wer hat Euch mit soviel Güte gesegnet? Wie kann ich Euch jemals danken?“ (S.24)

T: „Wer seid Ihr?“ fragte Candide immer wieder, „Wer gab Euch soviel Güte in den Sinn? Wie kann ich Euch dafür danken?“ (S. 27)

B: „Wer seid Ihr?“ fragte Candide sie immer wieder, „Woher rührt Eure Freundlichkeit? Wie soll ich euch jemals danken?“ (S. 45)

---

<sup>140</sup> [http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide\\_07.htm](http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide_07.htm) zuletzt eingesehen am 6.12.2010

Bei dieser Textstelle sind die Übersetzer zu teilweise sehr unterschiedlichen Ergebnissen gekommen. Wenn das Ziel der Übersetzer ist, die deutsche Sprache des 18. Jahrhunderts in den Übersetzungen zu erhalten, wäre die beste Lösung, sich bei dem Problem der höflichen Anrede an die älteste (oder in diesem Fall zweitälteste) Übersetzung zu halten, da diese den Sprachgebrauch der damaligen Zeit repräsentiert.

Mylius verwendet hier mit der Anrede in der 3. Person Singular eine in der heutigen Zeit sehr ungewöhnliche und sehr veraltete Anrede. Sander hingegen benutzt die heutzutage gängige Höflichkeitsform.

Lehmann, Tschöke und Bossier verwenden mit der 2. Person Plural wiederum eine andere Höflichkeitsform. Diese war durchaus gängig im 18. Jahrhundert und ist zusätzlich eine wortwörtliche Übersetzung der französischen Anrede. Trotzdem bleibt fragwürdig, ob man sich nicht nach Mylius hätte richten sollen.

- O: - Mais vous, mon cher Pangloss, dit Candide, comment se peut-il que je vous revoie? - (S. 226)

M: Aber wie ist's möglich, trauter Panglos, rief Kandidate, wie ist es möglich, daß ich Sie wiedersehe?<sup>141</sup>

S: „Und Sie, mein teurer Pangloß, wie kommt es, daß ich Sie wiedersehe?“ (S.97)

L: „Und Sie, mein teurer Pangloß“, wandte sich Candide an diesen, „wie kommt es, daß ich auch Sie wiedersehe?“ (S.122)

T: „Und Ihr, mein lieber Pangloß?“ sagte Candide, „wie kommt es, daß ich Euch wiedersehe?“ (S. 117)

B: „Nun erzählt Ihr, mein lieber Pangloss. Welchem Geschick verdanke ich, dass auch Ihr wieder bei mir seid?“ (S.135)

Bei dieser Beispielstelle übersetzt Mylius im Gegensatz zum vorherigen

---

<sup>141</sup> [http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide\\_28.htm](http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide_28.htm) zuletzt eingesehen am 6.12.2010

Beispiel mit der heute üblichen Anredeform in der 3. Person Plural. Dies ist die Anredeform, die er in seiner Übersetzung am meisten benutzt. Sander und Lehmann übersetzen hier ebenfalls mit einer Anrede in der 3. Person Plural, in den neuesten Übersetzungen hingegen ist wiederum die Anrede in der 2. Person Plural vorzufinden. Tschöke und Bossier verwenden den ganzen Roman hindurch diese Anredeform. Sander verbleibt ebenfalls in seiner gesamten Übersetzung in der 3. Person Plural als persönliche Anrede, nur Ilse Lehmann variiert, wie es auch aus den Beispielen ersichtlich ist, ihre Höflichkeitsformen.

#### 4.10 Metaphern

- O: O mademoiselle Cunégonde! la perle des filles, faut-il qu'on vous ait fendu le ventre! (S.158)

M: daß ich hören muß, wie Ihnen, Baroneß Gundchen, der Kron' aller Mädchen, der Bauch ist aufgeschlitzt worden...<sup>142</sup>

S: O Fräulein Kunigunde, Sie Perle der Mädchen, mußte man Ihnen den Bauch aufschlitzen? (S.18)

L: O Fräulein Kunigunde! Warum mußte man dieser Perle unter den Jungfrauen den Bauch aufschlitzen? (S.23)

T: O Fräulein Kunigunde, Perle der Jungfrauen, musste Euch der Bauch aufgeschlitzt werden! (S.26)

B: Und Ihr, Fräulein Kunigunde, Perle der Mädchen, war es wirklich nötig, dass Soldaten Euch den Bauch aufschlitzten? (S. 44)

In diesem Beispiel geht es um die französische Metapher „la perle des filles“. Obwohl die Übersetzung von Metaphern häufig Probleme ergibt, kann diese Metapher problemlos übersetzt werden. Das Bild des Ausgangssprachentextes

---

<sup>142</sup> [http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide\\_06.htm](http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide_06.htm) zuletzt eingesehen am 6.12.2010

kann ohne Einschränkungen in den Zielsprachentext übertragen werden und die formalästhetische Äquivalenz ist gegeben. Nur Mylius verwendet statt „Perle“ den Ausdruck „Kron'“, der Sinn des Originaltextes bleibt dabei durch die Bedeutungsgleichheit der beiden Metaphern erhalten, nur entsteht bei Mylius ein anderes Bild als bei den anderen Übersetzungen.

Nicht ganz einig sind sich die Übersetzer bei der Übertragung des Ausdrucks „fille“. Während Lehmann und Tschöke den eher veralteten Ausdruck „Jungfrau“ benutzen, übersetzen die anderen 3 mit der bis heute üblichen Entsprechung „Mädchen“.

- O: il avait à la vérité essayé des malheurs mille fois plus douloureux; mais le sang-froid du juge, et celui du patron dont il était volé, alluma sa bile, et le plongea dans une noire mélancolie. (S.195)

M: Kandiden hatte zwar schon unendlich härteres, niederdrückenderes Ungemach betroffen, dennoch aber erlag er unter diesem. Die Kaltblütigkeit des Richters und des Schiffspatrons, der ihn so schrecklich geprellt hatte, machte alle seine Galle rege und stürzte ihn in die düsterste Schwermut.<sup>143</sup>

S: er hatte ja schon tausendmal Bittereres erduldet, aber die Kaltblütigkeit des Richters und des Schiffsherrn, der ihn bestohlen hatte, brachte seine Galle zum Überlaufen und stürzte ihn in düstere Melancholie. (S.60)

L: Er hatte zwar tausendmal schwerere Schicksalsschläge ertragen müssen, aber die Kaltschnäuzigkeit des Richters und die Unverfrorenheit des holländischen Schiffsherrn, der ihn bestohlen hatte, ließ seine Galle überlaufen und versetzte ihn in die düstere Schwermut. (S.76)

T: Er hatte ja wahrlich schon tausendfach schmerzhaftere Unbill erfahren, aber des Richters Kaltblütigkeit und die des Schiffers, der ihn bestohlen, ließ ihm die Galle steigen und er verfiel in finstere Schwermut. (S.74)

B: Er hatte ja schon tausendfach Ärgeres erduldet; aber die Kaltschnäuzigkeit, mit welcher der Reeder ihn bestohlen und der Richter ihn abgewiesen hatte, ließ seine Galle überquellen, und er versank in

---

<sup>143</sup> [http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide\\_19.htm](http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide_19.htm) zuletzt eingesehen am 6.12.2010

düstere Melancholie. (S.93)

In diesem Beispiel sind mehrere Metaphern vorzufinden aber auch eine Redewendung und eine Hyperbel. Um den Textfluss nicht zu hindern wird das ganze Beispiel in dem Unterkapitel der Metaphern geführt.

Die Hyperbel in dieser Textstelle befindet sich im ersten Satz und lautet „mille fois plus douloureux“. Bei der Übersetzung dieser ergeben sich keine Übersetzungsprobleme, da es auch in der deutschen Sprache üblich ist, Übertreibungen mit der Zahl Tausend auszudrücken. Alle Übersetzer außer Mylius übersetzen diesen Ausdruck mit der passenden Entsprechung, nämlich „tausendfach“ oder „tausendmal“. Mylius verwendet mit „unendlich“ einen anderen übertriebenen, den Sinn des Originals nicht verändernden Ausdruck. Weiters interessant in diesem ersten Satz ist, dass Tschöke den Ausdruck „malheur“ mit der veralteten deutschen Entsprechung „Unbill“ übersetzt, obwohl es sich bei „malheur“ um kein veraltetes französisches Wort handelt.

Die Metapher „sang-froid“ stellt die Übersetzer ebenfalls vor keine Probleme, da es für diesen Ausdruck in der deutschen Sprache mit „Kalblütigkeit“ eine Entsprechung gibt. Die meisten Übersetzer verwenden in ihrer Fassung den eben erwähnten Ausdruck, nur Lehmann und Bossier übersetzen mit Kaltschnäuzigkeit. Dabei entsteht zwar ein anderes Bild als bei der ursprünglichen Metapher, aber der Sinngehalt des Originaltextes bleibt erhalten. Der Ausdruck „Kaltschnäuzigkeit“ wirkt allerdings moderner als „Kalblütigkeit“.

Als Nächstes folgt die Redewendung „allumer la bile“, bei Voltaire im Passé Simple verfasst mit „alluma sa bile“. Da es für diese Redewendung im Deutschen mit „Die Galle zum Überlaufen bringen“ eine Entsprechung gibt, stellt sie wiederum kein Übersetzungsproblem dar. Mylius und Tschöke übersetzen die Wendung leicht abgeändert mit „machte seine Galle rege“ und „ließ ihm die Galle steigen“, Tschökes Übersetzung ist dabei wörtlicher als die anderen.

Die letzte hier zu besprechende Besonderheit ist die Metapher „plonger dans

une noire mélancolie“. Diese Metapher hat ihren Ursprung in der Medizin zu Voltaires Zeit, damals dachte man, dass die Melancholie eine Geisteskrankheit war, die aus einem Ungleichgewicht von schwarzer Galle und gelber Galle entstand.<sup>144</sup> Es gibt hier allerdings wiederum kein Übersetzungsproblem, da das Ausgangssprachenbild von allen Übersetzern in der Zielsprache übernommen werden kann.

An diesem Beispiel ist gut zu erkennen, dass die meisten Metaphern und Redewendungen dieses Originalsprachentextes ohne Äquivalenzverlust übertragen werden können. Während diese Stilelemente bei der Übersetzung anderer Texte häufig große Übersetzungsprobleme darstellen, sind es bei *Candide* andere Merkmale, die die Äquivalenz gefährden.

#### 4.11 Kulturpezifische Bezeichnungen

- O: Parmi ceux qui lui faisaient les honneurs de la ville, il y avait un petit abbé périgourdin, l'un de ces gens empressés, toujours alertes, toujours serviables, effrontés, caressants, accomodants, qui guettent les étrangers à leur passage, leur content l'histoire scandaleuse de la ville, et leur offrent les plaisirs à tout prix. (S. 201)

M: Unter denen, die ihm die Honneurs der Stadt machten, befand sich ein winziges Abbéchen aus Perigord. Einer von jenen frechen, bartstreichlerischen, sich in jede Laune schmiegenden und fügenden, bald da, bald dorthin fispernden, ewigen Scharwenzlern, die den Ausländern wegelagern, ihnen die skandalöse Geschichte der Stadt erzählen und ihnen Vergnügungen von jeder Art und für jeden Preis anbieten.<sup>145</sup>

S: Unter denjenigen, die ihm die Honneurs der Stadt erwiesen, befand sich ein kleiner Abbé aus dem Périgord, einer jener beflissenen, ewig munteren, ewig diensteifrigen, zudringlichen, schmeichlerischen Kriecher, die den Fremden auf der Straße abfangen, ihm Skandalgeschichten aus der Stadt erzählten und Liebesfreuden in jeder

---

<sup>144</sup> Vgl. Leoni, Sylviane. in: Voltaire - *Candide*. S.116

<sup>145</sup> [http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide\\_22.htm](http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide_22.htm) zuletzt eingesehen am 6.12.2010

Preisfrage anbieten. (S.68)

L: Unter den Besuchern, die als Vertreter der Stadt zu ihm kamen, befand sich ein kleiner Abbé aus Perigord, der zu jener Klasse von geschäftigen, immer munteren, dienseifrigen, dreisten, schmeichlerischen und gefälligen Leuten gehörte, die sich an die Fremden heranmachen, ihnen die Skandalgeschichten der Stadt zutragen und um jeden Preis für ihr Amusement sorgen wollen. (S.85)

T: Unter jenen, die ihm die Honneurs der Stadt machten, war ein kleiner Abbé aus dem Perigord, einer jener eifrigen, immer munteren, immer dienstfertigen, dreisten, liebedienerischen, willfährigen Leute, die die Fremden auf der Durchreise abpassen, ihnen den Stadtklatsch erzählen und ihnen um jeden Preis Vergnügungen verschaffen wollen. (S.83)

B: Unter denen, die ihn im Namen der Stadt willkommen hießen, befand sich ein kleiner Pfarrer - oder Abbé wie man dortzulande sagt - aus dem Périgord, einer Provinz im französischen Südwesten. Er war einer jener geschäftigen, immer munteren, immer diensteifrigen, schmeichlerischen und dabei keck aufdringlichen Wesen, welche die Fremden in den Straßen abfangen, ihnen den neuesten Skandalklatsch aus der Stadt erzählen und ihnen Vergnügungen in jeder Art und in jeder Preisfrage versprechen. (S.102)

In dieser Beispielstelle sind einige spezifisch-französische Begriffe vorzufinden. Die erste Schwierigkeit stellt der Ausdruck „faire les honneurs“ dar, dieser bedeutet, dass man jemanden mit allen gängigen Höflichkeiten (in diesem Fall in der Stadt) willkommen heißt.<sup>146</sup> Da sich dieser Ausdruck allerdings in der deutschen Sprache mit „die Honneurs machen“ eingebürgert hat, ist es kein Problem diesen ohne Einschränkungen in die Zielsprache zu übertragen. Mylius, Sander und Tschöke verwenden mit „die Honneur der Stadt machten/erwiesen den eingebürgerten Ausdruck in ihrer Übersetzung. In Lehmanns Fassung ist der besagte Ausdruck nicht wiederzufinden, sie schreibt nur „Besucher, die als Vertreter der Stadt zu ihm kamen“. Somit findet sich in ihrem Text eine Auslassung und keine denotative Äquivalenz. Bossier benutzt zwar ebenfalls nicht den eingebürgerten französischen Ausdruck, allerdings wählt er mit „im Namen der Stadt willkommen heißen“ eine passende Entsprechung.

---

<sup>146</sup>Vgl. Langenscheidt: S.680



Die nächste Frage, die sich die Übersetzer bei der Übertragung dieses Beispiels stellen, ist, ob der französische Ausdruck „Abbé“, der unserem „Pfarrer“ entspricht, im Zielsprachentext eingebürgert oder verfremdet werden soll. Bei diesem Wort handelt es sich eigentlich um eine französische Realie, die wie zum Beispiel die Titel „Monsieur“ und „Madame“ auch in der deutschen Sprache verstanden werden, demnach kann in der Übersetzung der Originalausdruck, ohne Verständnisprobleme von Seiten des Zielsprachenlesers, übernommen werden. 4 der Übersetzer verwenden in ihren Fassungen den französischen Begriff „Abbé“, nur Bossier übersetzt mit „kleiner Pfarrer“, er erklärt allerdings im selben Satz, dass „dorzulande“ die Bezeichnung „Abbé“ benutzt wird.

Wie man dem Beispiel entnehmen kann, kommt der „Abbé“ aus Périgord. Wiederum übernehmen 4 Übersetzer diese Ortsbezeichnung dem Originaltext ohne weitere Erklärungen, nur Bossier erläutert in seinem Text, dass es sich dabei um eine Provinz im französischen Südwesten handelt.

- O: Candide, qui était naturellement curieux, se laissa mener chez la dame, au fond du faubourg St.Honoré; on y était occupé d'un pharaon, douze tristes pontes tenaient chacun en main un petit livre de cartes, registre cornu de leurs infortunes. (S.203)

M: Der von Natur neugierige Candide ließ sich zu der Dame führen, die am äußersten Ende der Vorstadt St. Honoré wohnte. Man war dort mit Pharaon beschäftigt. Zwölf sauertöpfige Pointeurs hatten jeglicher sein Büchelchen Karten in der Hand, das eselsgehörte Verzeichnis ihrer Unglücksfälle.<sup>147</sup>

S: Candid, der von Natur neugierig war, ließ sich zu der Dame führen, die in einem entlegenen Winkel des Faubourg St.Honoré wohnte; es wurde bei ihr Pharaon gespielt; zwölf Partner hielten je ein paar Karten in der Hand, törichte Verzeichnisse ihres Mißgeschicks. (S.70)

T: Candide, neugierig von Natur, ließ sich zu der Dame bringen im abgelegensten Teil des Faubourg Saint Honoré; man war da bei einer Partie Pharaon, zwölf verdrießliche Spieler hielten jeder ein Päckchen Karten in der Hand, eselohriges Register ihres Pechs. (S.85)

---

<sup>147</sup> [http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide\\_22.htm](http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide_22.htm) zuletzt eingesehen am 6.12.2010

L: Candide, der natürlich sehr neugierig war, ließ sich zu der Dame führen, die im entlegensten Teil des Vorortes Saint Honoré wohnte. Man saß dort gerade beim Pharaospiel. Zwölf trübsinnige Partner hielten jeder ein kleines Päckchen Karten in der Hand – das alberne Register ihres Mißgeschickes. (S.88)

B: Neugierig, wie er eben war, ließ sich Candide zu der Dame bringen. Sie wohnte weit abgelegen im Vorort Sain-Honoré. Man spielte gerade eine Partie Pharaos. Zwölf trübsinnige Partner hielten jeder einen Stoß Karten in der Hand, eselsohrige Register ihrer Missgeschicke. (S.104)

Dieses Beispiel enthält ebenfalls einige spezifische Begriffe der französischen Kultur.

Die erste Frage ist, ob der Begriff „faubourg“ der „Vorstadt“ oder „Vorort“ bedeutet eine französische Realie ist und somit in den Zielsprachentext einfließen soll oder ob es ein einfacher französischer Begriff ist, der in der deutschen Sprache eine denotative Eins-zu-Eins-Entsprechung hat. Die Übersetzer haben diese Frage verschieden beantwortet und somit sind ganz unterschiedliche Varianten dieses Wortes vorzufinden. Während Mylius, Lehmann und Bossier jeweils mit „Vorstadt“ bzw. „Vorort“ übersetzen entscheiden sich Sander und Tschöke mit „Faubourg“ für eine verfremdende und übernehmen den Begriff aus dem Ausgangssprachentext.

Im weiteren Verlauf des Beispiel taucht das Spiel „Pharao“ auf. Da sich der letzte Satz auf dieses Spiel bezieht, kann es zu bei den Rezipienten der heutigen Zeit zu Verständnisschwierigkeiten kommen, da das Spiel kaum noch jemand kennt. Zu dem Ausdruck „registre cornu“ ist zu erklären, dass die Spieler in bestimmten Phasen des Spiels die Ecke einer Karte umbiegen mussten, um einen bestimmten Einsatz anzukündigen.<sup>148</sup> In den Übersetzungen gehen nur Mylius, Tschöke und Bossier auf dieses „registre cornu“ ein, es wirkt als hätten die anderen beiden Übersetzer den Sinngehalt dieser Passage nicht verstanden und daher nicht korrekt übersetzen können.

---

<sup>148</sup> Vgl. Leoni, Sylviane. in: Voltaire - Candide. S.128

- O: Et que dira le Journal de Trévoux? (S.180)

M: Und überdem, wie wird das Journal zu Trévoux mir mitspielen, wenn selbiges es erfährt.<sup>149</sup>

S: Was würde das Journal de Trévoux dazu sagen? (S.42)

T: Und was wird erst das Trévoux-Journal dazu sagen? (S.55)

L: Und was wird das Journal de Trévoux, das doch von den Jesuiten herausgegeben wird, dazu sagen? (S.55)

B: Und was wird erst, wenn die vielgelesene Jesuitenpresse über all das schreibt? (S.74)

Inhaltlich dreht sich dieses Beispiel darum, dass Candide gerade den Sohn des Barons und Cunégondes Bruder getötet hat und sich nun fragt wie es weitergehen soll. Er malt sich aus, dass er Cunégonde durch seine Tat wirklich nie wieder sehen kann und stellt sich zum Schluss die Frage „que dira le Journal de Trévoux“. Bei diesem „Journal de Trévoux“ handelt es sich um eine von den Jesuiten zwischen 1701 und 1767 herausgegebene Zeitschrift. Ab 1750 wurde Voltaire von dieser Zeitschrift angegriffen.<sup>150</sup>

In der französischen Livre de Poche-Ausgabe werden diese Zusammenhänge mithilfe einer Fußnote erläutert. Mylius bleibt bei seiner Version dem Original treu, er übersetzt mit „Journal zu Trévoux“ untypisch für ihn fast wortwörtlich. Es ist anzunehmen, dass diese Zeitschrift zu dieser Zeit auch in deutschen Kreisen bekannt war und deshalb keine weitere Übersetzung oder Erläuterung notwendig war. Anders sieht das bei den späteren Übersetzungen aus, in der heutigen Zeit wird es kaum einen Leser geben, der die französische Zeitschrift kennt. 3 Übersetzer bleiben hier beim Originaltitel der Zeitschrift. Ernst Sander übernimmt den Ausdruck aus dem Originaltext und erklärt diesen in seinen dem Text folgenden Anmerkungen. Ilse Lehmann fügt im Text die Erklärung „das doch von den Jesuiten herausgegeben wird“ hinzu. Außerdem wird in den dem Text folgenden Erläuterungen erklärt, dass es sich um eine die Aufklärung

---

<sup>149</sup> [http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide\\_06.htm](http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide_06.htm) zuletzt eingesehen am 6.12.2010

<sup>150</sup> Vgl. Leoni, Sylviane. in: Voltaire - Candide. S.96

bekämpfende literarische Zeitschrift handelt.<sup>151</sup> Es scheint dabei fragwürdig, warum Lehman mit ihrer Erläuterung im Text Eingriffe vorgenommen hat, wenn sie den Begriff ohnehin in den Erläuterungen erklärt.

Tschöke übersetzt mit „Trévoux-Journal“ und bleibt damit auch dem Original treu. Im Gegensatz zu Lehmanns Übersetzung lässt er seine Version aber ohne direkte Erklärung im Text, allerdings sind auch hier nach dem Text Anmerkungen vorzufinden in denen auch dieser Begriff erläutert wird. Damit erreichen die 3 eben erwähnten Übersetzer pragmatische Äquivalenz, da sie versuchen, den Zielsprachenleser auf den selben Wissensstand zu bringen wie den Ausgangssprachenleser.

Bossier übersetzt mit „die vielgelesene Jesuitenpresse“, in seiner Fassung ist demnach eine Auslassung vorzufinden, die Realie „Journal de Trévoux“ wird in seinem Text nicht erwähnt und es wird weder denotative noch pragmatische Äquivalenz erreicht.

## 4.12 Ironie

Wie schon bei einigen vorhergehenden Beispielen festzustellen war, ist Ironie in Voltaires philosophischem Roman ein bedeutendes Stilelement. In diesem Unterkapitel soll analysiert werden, wie die Ironie des Originaltextes in die Übersetzungen übertragen wird.

Ein Beispiel für Voltaires stets präsente Ironie finden wir im 6.Kapitel als Candide und Pangloss verhaftet und eingekerkert werden:

- O: tous deux furent menés séparément dans des appartements d'une extrême fraîcheur, dans lesquels on n'était jamais incommodé du soleil; (S. 158)

M: Man führte jeden in ein besonders Gemach, kühl wie ein Eiskeller, wo

---

<sup>151</sup>Vgl. Lehmann: S.139

die Sonne einem nie auf die Scheitel stach.<sup>152</sup>

S: beide wurden getrennt in zwei außerordentlich kühle Gemächer gebracht, in denen einen die Sonne niemals belästigt. (S.17)

L: Sie wurden beide in äußerst kühle Gemächer abgeführt, in denen man niemals von der Sonne belästigt wurde. (S.23)

T: man brachte beide in Gemächer von äußerster Frische, wo einen zudem nie die Sonne inkommodierte. (S. 25)

B: dann wurden sie getrennt in außerordentliche kühle Gemächer gebracht, wo sie keinen Moment Gefahr liefen, einen Sonnenstich zu erleiden. (S. 43)

Voltaire beschreibt hier eine Zelle oder einen Kerker auf humorvolle Weise, indem er den Ort prunkvoll „appartement“ nennt und positiv hervorhebt, dass man in diesem von keinem Sonnenlicht gestört wird.<sup>153</sup>

Alle Übersetzer sind sich bei der Übertragung des Wortes „appartement“ einig und übersetzen dieses mit „Gemach“ oder der Pluralform „Gemächer“. Die Ironie des Originals bleibt somit erhalten, da der Ausdruck „Gemach“ ebenso wie „appartement“ eher mit Luxus verbunden wird als mit einem Kerker. Voltaire beschreibt die Temperaturverhältnisse des „appartements“ mit „d'une extrême fraîcheur“. Dieser Ausdruck trägt in der deutschen Sprache zwei etwas unterschiedliche Bedeutungen. Einerseits kann man ihn mit „Frische“ und andererseits mit „Kühle“ übersetzen. „Frische“ hat somit eine positivere Konnotation als „Fraîcheur“ und „Kühle“ eine negativere. Alle Übersetzer außer Tschöke übersetzen den besagten Ausdruck mit dem Adjektiv „kühl“. Tschöke hingegen übersetzt mit dem Substantiv „Frische“. In dieser Übersetzung wird die Ironie des Originals am besten in den Zielsprachentext transportiert, da Voltaire, wie schon beschrieben, den Kerker nur mit positiven Begriffen und Eigenschaften umschreibt. Es fällt ebenfalls auf, dass Tschöke bei der Übertragung näher am Originaltext bleibt als die anderen Übersetzer, zum Beispiel indem er den Ausdruck „incommodé“ mit „inkommodierte“ übersetzt.

---

<sup>152</sup> [http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide\\_06.htm](http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide_06.htm) zuletzt eingesehen am 6.2.2011

<sup>153</sup> Vgl. Castex, P.-G.: Voltaire - Micromégas, Candide, L'Ingenu. Paris: Société d'Édition d'Enseignement Supérieur, 1982. S.202

Trotz den geringen Unterschieden in den Übersetzungen bleibt die Ironie in allen Zielsprachentexten erhalten.

Ein weiteres Beispiel für die Komik Voltaires Erzählung ist, dass er teilweise die Regeln der Grammatik absichtlich missachtet, Pol Gaillard schreibt dazu: „Partout, même et surtout dans les dialogues, les phrases de Voltaire s'amusent. La grammaire est violée, comme Cunégonde.“<sup>154</sup>

- O: Rien n'était si beau, si leste, si bien ordonné que les deux armées. Les trompettes, les fifres, les hautbois, les tambours, les canons, formaient une harmonie telle qu'il n'y en eut jamais en enfer. Les canons renversèrent d'abord à peu près six mille hommes de chaque côté; ensuite la mousqueterie ôta du meilleur des mondes environ neuf à dix mille coquins qui en infectaient la surface...Candide, qui tremblait comme un philosophe, se cacha du mieux qu'il put pendant cette boucherie héroïque.(S. 149)

M: So flink und flimmernd, so wohlgeordnet, so stattlich hatte man noch nie Armeen gesehen als diese beiden. Trompeten und Pfeifen, Hoboen Trommeln, Mörser und Kanonen machten ein so vollstimmiges Konzert, als selbst Satanas in der Hölle nicht geben kann. Zuerst rissen die Kanonen auf jeder Seite so ein sechstausend Mann nieder, alsdann säuberte das Musketenfeuer die beste aller möglichen Welten von so ein neun- bis zehntausend Schurken, die deren Oberfläche angesteckt hatten...Kandide, der als echter Philosoph zitterte und bebte, ließ die heroischen Metzger immer fortmetzeln und verbarg sich, so gut er konnte.<sup>155</sup>

S: Nichts war so schön, so gewandt, so stattlich, so wohlgeordnet wie die beiden Heere. Selbst in der Hölle hatte man kaum jemals ein Konzert vernommen, das sich mit dem der Trompeten, Pfeifen, Hörner, Trommeln und Kanonen hätte messen können. Zuerst rissen die Kanonen auf jeder Seite gegen sechstausend Mann nieder; dann säuberte das Musketenfeuer die beste aller möglichen Welten von neun- bis zehntausend Schurken, die ihre Oberfläche vergifteten...Candide zitterte wie ein Philosoph. Er versteckte sich während dieser heroischen Schlächtereier, so gut er konnte. (S.8)

L: Man kann sich nichts Schöneres, Tüchtigeres, Glänzenderes und Wohlgeordneteres vorstellen als die beiden Armeen! Die Trompeten, Trommeln, Querpfeifen und Kanonen vollführten ein wahres Höllkonzert. Zunächst mähten die Geschütze auf jeder Seite etwa

---

<sup>154</sup> Gaillard, Pol: Candide - Voltaire. Paris: Hatier, 1972. S. 69

<sup>155</sup> [http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide\\_03.htm](http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide_03.htm) zuletzt eingesehen am 7.2.2011

sechstausend Mann nieder; dann befreite das Musketenfeuer die beste aller Welten von neun- bis zehntausend Schurken, die sie bisher verpestet hatten...Candide zitterte wie ein Philosoph und versteckte sich während dieser heroischen Schlächtereier so gut er konnte. (S.11)

T: Nichts war so schön, so rüstig, so glänzend, so wohlgeordnet wie die beiden Armeen. Die Trompeten, die Pfeifen, die Hoboen, die Trommeln, die Kanonen bildeten eine Harmonie, so es in der Hölle nie gegeben. Zuerst ließen die Kanonen nahezu sechstausend Mann auf jeder Seite umkippen, dann schaffte das Musketenfeuer so ungefähr neun- bis zehntausend Schelme von der besten aller Welten weg, deren Oberfläche sie ohnehin verpesteten...Candide zitterte wie ein Philosoph und versteckte sich so gut er konnte während dieser heldenhaften Schlächtereier. (S.14)

B: Was Prächtigkeit der Ausrüstung, Gewandtheit im Kampfe, brillante Strategie und wohlgeordnete Disziplin betraf, konnte diesen beiden Armeen keine andere etwas vormachen. Ihre Trompeten, Pfeifen, Hörner, Trommeln und Kanonen vollführten ein Konzert, wie man es so harmonisch in der Hölle kaum hören dürfte. Zunächst rissen die Kanonen auf jeder Seite etwa sechstausend Mann um; dann befreite das Feuer der Musketen die beste aller Welten von neun- bis zehntausend Halunken, die bis dahin ihre Oberfläche verpestet hatten... Candide zitterte während dieser heroischen Metzerei wie ein Philosoph und sich, so gut er konnte. (S.33)

Dieses Beispiel erhält seine Komik dadurch, dass Voltaire den Krieg und die daraus resultierenden Opfer auf übertrieben positive Weise schildert. Diese Herangehensweise ist typisch für das Werk, alles wird im Superlativ beschrieben, es gibt kein Mittelmaß. Das Schloss ohne Fenster ist das schönste aller möglichen Schlösser und der Krieg mit Tausenden Toten könnte besser nicht sein. Alles wird mit solch übertriebener Wortwahl geschildert, dass aus einer tragischen Handlung eine komische wird.

Voltaire beschreibt diese Szene aus Candides Sicht, die Ordnung und Schönheit des Heers wird mit Musikuntermalung bejubelt, um keinen Toten wird getrauert, der Krieg wird euphemisiert und mit „boucherie héroïque“ bezeichnet.<sup>156</sup>

Der erste Satz bereitet in der Übersetzung keine Probleme, es gibt allerdings geringfügige Unterschiede zwischen den 5 Übersetzungen. Während Sander

---

<sup>156</sup> Vgl. Charpentier, Michel: Voltaire - Candide. Stuttgart: Ernst Klett Verlag, 1972. S. 27

und Tschöke wortwörtlich übersetzen entscheiden sich die anderen 3 für freiere Übersetzungen. Vom Sinngehalt her sind alle Übersetzungen äquivalent zum Originaltext, allerdings stellt sich die Frage, warum nicht alle hier wortwörtlich übersetzen. In diesem Fall ist dies ohne Einschränkungen der Lesbarkeit möglich. Wie bei Tschöke und Sander zu sehen, ist deren wortwörtliche Übersetzung sowohl denotativ als auch konnotativ äquivalent.

Beim darauffolgenden Satz fällt zunächst die sehr unterschiedliche Übertragung des französischen Wortes „hautbois“ auf. In der heutigen Zeit wird mit diesem Ausdruck das Instrument „Oboe“ bezeichnet. Wie an Mylius' Übersetzung zu sehen ist, wurde dieses Instrument in der damaligen Zeit „Hoboe“ genannt. Tschöke verwendet ebenfalls den altertümlichen Ausdruck „Hoboe“ und erreicht somit sowohl denotative als auch konnotative Äquivalenz. Bei Sander und Bossier wird jeweils mit „Horn“ übersetzt, damit wird in Bezug auf dieses Wort keine Äquivalenz erreicht. Auch die „Querpfefe“ in Lehmanns Übersetzung erreicht keine Äquivalenz zum Ausgangssprachentext.

Die Phrase „qu'il n'y en eut jamais en enfer“ weist ebenfalls unterschiedliche Übersetzungen auf. Tschöke übersetzt mit „so es in der Hölle nie gegeben“ erneut als einziger wörtlich und äquivalent. Sander und Bossier übertragen zwar nur geringfügig anders, da allerdings in beiden Übersetzungen für „jamais“ die Ausdrücke „kaum“ und „kaum jemals“ vorzufinden sind, wird der Sinngehalt des Originaltextes somit abgeschwächt, da „jamais“ in jedem Fall „niemals“ bedeutet. Lehmann entscheidet sich mit „Höllenkonzert“ für eine sehr freie Übersetzung.

Wichtig bei der Übertragung des darauffolgenden Satzes ist die Gleichgültigkeit und Härte, mit der Voltaire den Tod von Tausenden Menschen beschreibt. In allen Übersetzungen wird dies adäquat in die Zielsprachentexte übertragen, somit bleibt die Ironie des Ausgangssprachentextes erhalten. Der Ausdruck „boucherie héroïque“ findet ebenfalls in allen Übersetzungen ein passendes Äquivalent. Sowohl „heroische Metzerei“ als auch „heldenhafte Schlächtereie“ geben den Wortlaut und die Ironie, die dadurch erreicht wird, dass der Krieg mit einem Ausdruck (boucherie) bezeichnet wird, der gewöhnlich nicht mit diesem konnotiert wird, des Originals ohne Einschränkungen wieder.



## 4.13 Geschwindigkeit

Wie schon zuvor erwähnt, ist der Stil *Candides* geprägt von einer ungeheuren Erzählgeschwindigkeit. Voltaire bringt in seinem kurzen Roman eine derartig große Anzahl an Abenteuern unter, dass die Erzählung schon alleine durch die Fülle von Ereignissen zur Parodie wird.<sup>157</sup> Dieser Erzählrythmus wird erreicht, indem die Geschehnisse immer einen schnellen Lauf nehmen ohne analysiert zu werden, es sind keine Längen im Werk vorzufinden. Es gibt kaum lehrreiche Erklärungen und kein Kapitel, in dem ein Fazit über die vorangegangenen Ereignisse dargeboten wird. Der Leser erhält den Eindruck, dass das Werk sich in einer Welt befindet, in der alles immer schnell von statten geht. Mit kurzen und klaren Phrasen wird erreicht, dass die Erzählung wie ein Wettlauf der verschiedenen Ereignisse wirkt.<sup>158</sup> Der Rythmus der Erzählung ist allerdings nicht immer gleich rasant, in bestimmten Kapiteln (wie zum Beispiel in Eldorado oder Paris) findet eine abrupte Verlangsamung statt, durch diese Tempounterschiede wird der Eindruck der Geschwindigkeit der gesamten Erzählung hervorgehoben.<sup>159</sup> Der schnelle Rythmus wird vor allem durch zahlreiche Abkürzungen erreicht. Folgendes Beispiel enthält eine ebensolche:

- O: „ A peine les janissaires eurent-ils fait le repas que nous leur avons fourni, que les Russes arrivent sur des bateaux plats: il ne réchappa pas un janissaire.“ (S.172)

M: Kaum hatten die Janitscharen die Mahlzeit hinter, die wir ihnen verschafften, so waren die Russen in flachen Fahrzeugen da und stürmten die Schanze. Kein Janitschar blieb am Leben.<sup>160</sup>

S: Kaum hatten die Janitscharen die Mahlzeit genossen, die wir ihnen verschafft hatten, als die Russen auf flachen Booten anlangten; kein einziger Janitschare entrann ihnen. (S.33)

L: Kaum hatten die Janitscharen die Mahlzeit, die wir ihnen geliefert hatten, verzehrt, als die Russen auf ihren flachen Booten heranrückten. Kein einziger Janitschar kam mit dem Leben davon. (S.43)

---

<sup>157</sup> Vgl. Sareil, Jean: Essai sur Candide. Genève: Librairie Droz, 1967. S.84

<sup>158</sup> Vgl. Castex, P.-G: Voltaire - Micromégas, Candide, L'Ingénu. S.195

<sup>159</sup> Vgl. Sareil, Jean: S.85

<sup>160</sup> [http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide\\_12.htm](http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide_12.htm) zuletzt eingesehen am 30.1.11

T: Kaum hatten die Janitscharen ihre Mahlzeit verzehrt, die wir ihnen geliefert hatten, als die Russen auf Flachbooten heranrückten; diesmal entkam keiner der Janitscharen. (S. 43)

B: Kaum aber hatten die Janitscharen die von uns gestellte Mahlzeit beendet, als die Russen in ihren flachen Booten anrückten. Kein einziger Janitschar entkam.

Diese Szene erhält ihre Komik durch die Diskrepanz der Geschehnisse und der Art, wie diese erzählt werden.<sup>161</sup> Die Verkürzung dieses Beispiels wird in allen Übersetzungen problemlos übernommen. Einzig Mylius fügt den im Ausgangssprachentext beschriebenen Ereignissen mit „und stürmten die Schanze“ ein beschreibendes Detail hinzu. Auch Bossier, in dessen Fassung ebenfalls häufiger Hinzufügungen anzutreffen sind, erreicht hier eine Äquivalenz. Eine geringfügige Änderung des Originaltextes gibt es bei Tschökes Übersetzung, er beginnt den zweiten Satz im Gegensatz zum Ausgangssprachentext und zu den anderen Übersetzungen mit „diesmal“.

- O: Cunégonde amenée de si loin, que deviendrez-vous? - Elle deviendra ce qu'elle pourra, dit Cacambo; les femmes sont jamais embarrassées d'elles; Dieu y pourvoit; courons.

M: Mußt' ich dich darum herführen, meine Kunegunde! Oh, was wird aus dir werden! Kakambo. Alles Guts! sie wird den Mantel nach dem Winde drehn. Ich möchte das Weib sehn, das sich nicht aus der jämmerlichsten Patsche zu helfen wüßte. Und zudem sind ja die Weiber unsers Herrgotts liebste Kinder! — Die Sporen in die Rippen, Herr!<sup>162</sup>

S: „Kunigunde, die ich aus weiter Ferne hierher führte -: wann werde ich dich wiedersehen?“ - „Sie wird den Mantel nach dem Winde drehen“, sagte Cacambo; „Frauen sind niemals in Verlegenheit; für die sorgt der liebe Gott; schnell, schnell.“ (S.37)

L: „Kunigunde, ich habe Sie aus so weiter Ferne hierhergebracht - was soll nun aus Ihnen werden?“ - „Aus ihr wird das werden, was eben aus ihr werden kann“, versetzte Cacambo, „die Weiber sehen schon zu, wo sie bleiben; dafür hat Gott gesorgt. Auf, auf! Machen wir, daß wir fortkommen!“ (S.48)

---

<sup>161</sup> Vgl. Sareil, Jean: S.85

<sup>162</sup> [http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide\\_14.htm](http://ub-dok.uni-trier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide_14.htm) zuletzt eingesehen am 14.2.11

T: „Kunigunde, aus solcher Ferne hierhergebracht, was wird mit Euch werden?“ - „Laßt mit ihr werden, was will“, sagte Cacambo. „Die Frauen sind niemals um sich selbst in Verlegenheit, da ist Gott vor. Fort mit uns.“ (S.48)

B: „Da habe ich Euch aus so weiter Ferne hierhergeführt...Ach, Kunigunde - was wird nun aus Euch?“ - „Was sie aus sich macht, vermutlich“, versetzte Cacambo. „Keine Sorge, die Weiber wissen sich stets zu helfen auf ihre Art; das hat der liebe Gott so eingerichtet. Fort, nur fort!“ (S. 67)

Bei Betrachtung der Originaltextstelle fällt auf, dass alle darin enthaltenen Phrasen kurz und prägnant sind. Es gibt keine beschreibenden Details, das Verlassen von Cunégonde wird nicht psychologisch analysiert, sondern in kurzen Worten abgefertigt. Typisch für die Geschwindigkeit der Erzählung ist ebenfalls das letzte Wort in diesem Textbeispiel: Um die Geschwindigkeit hervorzuheben benutzt Voltaire häufig Worte, die Geschwindigkeit ausdrücken, wie in diesem Fall „courons“.

Die 5 Übersetzungen dieser Textstelle sind sehr unterschiedlich. Allein durch den Vergleich der Längen dieser Übertragungen wird deutlich, dass fast kein Übersetzer die Prägnanz Voltaires übertragen konnte. Während das Originalbeispiel nur zweieinhalb Zeilen umfasst, ist Mylius Fassung mit fünf Zeilen doppelt so lange, Lehmann und Bossier verdoppeln die Worte des Originaltextes ebenfalls beinahe, Sander hält sich mit dreieinhalb Zeilen schon besser an die Kürze des Ausgangssprachentextes, Tschöke ist jedoch der Einzige, der in der Länge des Beispiels Äquivalenz erreicht.

Bei Betrachtung der einzelnen Übersetzungen fällt auf, dass Mylius den Originaltext erneut stark verändert und einiges hinzufügt. In Sanders Übersetzung sind ebenfalls Abweichungen vom Originaltext zu bemerken, aus „que deviendrez-vous“ wird „wann werde ich dich wiedersehen?“ und aus „Dieu“ bzw. „Gott“ wird ebenso wie bei Bossier „der liebe Gott“. Auch bei Lehmann ist gegen Ende dieses Textbeispiels eine Veränderung vorzufinden: Während im französischen Originaltext die Textstelle mit dem einzelnen Wort „courons“ endet, wird hier übersetzt mit „Auf, auf! Machen wir, daß wir fortkommen!“.

## Fazit

Nach diesen vielen Einzelbeobachtungen stellt sich nun die abschließende Frage, ob aus der vorangegangenen Analyse ersichtlich ist, dass tatsächlich die Notwendigkeit von weiteren Neuübersetzungen des Romans *Candide* bestand oder nicht.

Mylius Übersetzung überträgt zwar den Witz und die altertümliche Sprache Voltaires gut, enthält aber sehr viele Hinzufügungen und ist teilweise so frei, dass man gar nicht mehr von einer Übersetzung sprechen kann. Die Notwendigkeit, das Werk neu zu übersetzen, ist nach der Analyse dieser Übersetzung demnach gegeben. Die Übersetzungen von Ernst Sander und Ilse Lehmann weisen zwar kaum bedenkliche Veränderungen des Originaltextes, Auslassungen oder Fehlübersetzungen auf, es sind dennoch einige Beispiele zu finden, in denen keine konnotative Äquivalenz gegeben ist, da zum Beispiel auf die Konnotation des Veralteten nicht eingegangen wird. Dennoch treffen beide Übersetzungen den Sinngehalt, die Ironie und die Prägnanz des Originaltextes meistens gut. Nach der Übersetzungsanalyse dieser Arbeit zu urteilen, wirkt es tatsächlich so, als hätte Wolfgang Tschöke mit seiner Neuübersetzung den Originaltext am besten getroffen. Er übernimmt veraltete Ausdrücke, bleibt nah am Text, behält die Geschwindigkeit und Kürze Voltaires bei und verfremdet die deutsche Sprache dennoch nicht. Im Gegensatz dazu verändert die Neuübersetzung von Bossier den Originaltext bedeutend stärker. In dieser Übersetzung sind zahlreiche erklärende Hinzufügungen vorzufinden, die den Ausgangssprachentext zu stark verändern. Voltaires Text wird in die Länge gezogen, die Prägnanz geht dabei verloren. Da diese neueste Übersetzung in einer zweisprachigen Ausgabe erschien, ist es gut möglich, die Länge des Originaltextes mit der Länge der Übersetzung zu vergleichen: Die Länge des Ausgangssprachentextes beträgt in dieser Ausgabe 98 Seiten, der Zielsprachentext ist mit 114 Seiten deutlich länger.

Zusammenfassend ist anzumerken, dass nach der vergleichenden Analyse dieser 5 Übersetzungen nicht mit Sicherheit festgelegt werden kann, ob die Notwendigkeit an neuen *Candide*-Übersetzungen besteht bzw. bestand, da nur

ein Bruchteil der zahlreichen bestehenden deutschen Übersetzungen analysiert und verglichen wurde. Es kann daher nur die Tendenz wiedergegeben werden, dass in diesem Fall die Neuübersetzung von Tschöke gegenüber den älteren Übersetzungen aus den zuvor genannten Gründen zu bevorzugen ist. Dass eine Neuübersetzung allerdings nicht immer ein Garant für eine bessere Übersetzung ist, ist am Beispiel Bossiers festzustellen.

# Bibliografie

## Primärliteratur:

- Voltaire: Romans et Contes. Bibliothèque de la Pléiade. Paris: Gallimard, 1979
- Voltaire: Candide, in deutscher Übersetzung von Wilhelm Christhelf Sigismund Mylius. Digitale Reproduktion der Ausgabe Berlin: Christian Friedrich Himburg, 1782.  
[http://ubdok.unitrier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide\\_inhalt.htm](http://ubdok.unitrier.de/ausstellung/candide/kandide/kandide_inhalt.htm)  
zuletzt eingesehen am 23.1.2011
- Voltaire: Candid, in deutscher Übersetzung von Ernst Sander. Stuttgart: Reclam, 1971.
- Voltaire: Candide oder der Optimismus, deutsche Übersetzung von Ilse Lehmann. Leipzig: Dieterich Verlagsgesellschaft, 1948
- Voltaire: Candide oder der Optimismus, übersetzt und herausgegeben von Wolfgang Tschöke. München: Dtv, 2003
- Voltaire: Candide oder der Optimismus, in deutscher Übersetzung von Ulrich Bossier. Wiesbaden: Marix Verlag, 2006

## Sekundärliteratur:

- Albrecht, Jörn: Literarische Übersetzung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1998
- Castex, P.-G.: Voltaire - Micromégas, Candide, L'Ingenu. Paris: Société d'Édition d'Enseignement Supérieur, 1982
- Charpentier, Michel: Voltaire - Candide. Stuttgart: Ernst Klett Verlag
- Delabastita, Dirk: Spezifische Aspekte des Übersetzens - Wortspiele. in: Mary Snell Hornby (Hrsg): Handbuch Translation
- Detemple, Siegfried: Voltaire - die Werke. Wiesbaden: Reichert Verlag, 1994
- Fromm, Hans: Bibliographie deutscher Übersetzungen aus dem Französischen 1700-1748. Baden-Baden: Verlag für Kunst und Wissenschaft, S. 267-269
- Gaillard, Pol: Candide - Voltaire. Paris: Hatier, 1972. S. 69
- Heinz, Jutta: Philosophischer Roman. In: Burdorf, Dieter, Fasbender, Christoph und Moeninghoff Burkhard (Hrsg): Metzler Lexikon Literatur. Stuttgart, Weimar: Verlag J.B.Metzler, 2007
- Hudde, Hinrich: Voltaire, Candide ou l'Optimisme, Zadig ou la Destinée, Micromégas. in: Dietmar Rieger (Hrsg): 18. Jahrhundert - Theater, Conte philosophique und philosophisches Schrifttum. Tübingen: Stauffenberg Verlag, 2001
- Koller, Werner: Einführung in die Übersetzungswissenschaft. Wiebelsheim: Quelle und Meyer Verlag, 2004 (7.aktualisierte Auflage)

- Leoni, Sylviane: Introduction. in: Voltaire - Candide. Paris: Le livre de poche, 1995
- Levý, Jiří: Die literarische Übersetzung - Theorie einer Kunstgattung. Frankfurt am Main/Bonn: Athenäum Verlag, 1969
- Magnan, André: Voltaire - Candide ou l'Optimisme. Paris: Presses Universitaires de France, 1987
- Markstein, Elisabeth: Spezifische Aspekte des Übersetzens - Realia. In: Mary Snell-Hornby, Hans G.König, Paul Kußmaul, Peter A. Schmitt (Hrsg): Handbuch Translation. Tübingen: Stauffenburg Verlag, 1999
- Newmark, Peter: Approaches to Translation. Oxford: Pergamon, 1981. zitiert: nach Schöffner Christina: Spezifische Aspekte des Übersetzens - Metaphern. in: Mary Snell Hornby (Hrsg): Handbuch Translation
- Pöckl, Wolfgang: Zwischen Zufall und Notwendigkeit: Neuübersetzungen. in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte in der deutschen Literatur. Herausgeber: Norbert Bachleitner, Christian Begemann, Walter Erhart, Gangolf Hübinger. Tübingen: 29. Band, 2.Heft 2004. S.200-2010
- Reiß, Katharina: Möglichkeiten und Grenzen der Übersetzungskritik. München: Max Hueber Verlag, 1971
- Reiß, Katharina: Grundfragen der Übersetzungswissenschaft. Wien: WUV-Universitätsverlag, 2000
- Sareil, Jean: Essai sur Candide. Genève: Librairie Droz
- Schöffner, Christina: Spezifische Aspekte des Übersetzens - Metaphern. in: Mary Snell Hornby, Hans G.König, Paul Kußmaul, Peter A. Schmitt (Hrsg):



Handbuch Translation. Tübingen: Stauffenburg Verlag

- Schmitt, Peter: Spezifische Aspekte des Übersetzens - Maßeinheiten. in: Mary Snell-Hornby (Hrsg.): Handbuch Translation. Tübingen: Stauffenburg Verlag, 1999
- Stackelberg, Jürgen von: Über Voltaire. München: Fink Verlag, 1998
- Stackelberg, Jürgen von: Voltaire. München: C.H.Beck, 2006
- Stemmermann, Ulla: Ein einfacher junger Mensch reiste...- Thomas Manns Transposition des „Candide“ Voltaires in den „Zauberberg“. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2003

### Wörterbücher:

- Langenscheidts Großes Wörterbuch: Berlin und München: Langenscheidt Verlag, 2001
- Pons – Großwörterbuch für Experten und Universität, Französisch-Deutsch. Stuttgart: Ernst Klett Verlag, 1999

### Internetquellen:

- Onlinebibliografie zu Voltaires Werk in deutscher Sprache:

<http://www.correspondance-voltaire.de/eingabe2.php>. Zuletzt eingesehen am 24.11.2010

- Onlineübersetzungsbibliografie Index Translationum:  
[http://databases.unesco.org/xtrans/a/openisis.asl=FRA&stxt\\_1=CANDIDE&a=VOLTAIRE&l=DEU&tie=and&t3=11&t4=10](http://databases.unesco.org/xtrans/a/openisis.asl=FRA&stxt_1=CANDIDE&a=VOLTAIRE&l=DEU&tie=and&t3=11&t4=10). Zuletzt eingesehen am 24.11.2010
- französisches Onlinewörterbuch XMLittré.  
<http://francois.gannaz.free.fr/Littre/xmlittré.php?rand=&requete=patient&submit=Rechercher>, zuletzt eingesehen am 25.11.2010
- Krünitz, J.G: oekonomische Encyklopädie online. <http://www.kruenitz1.uni-trier.de/> zuletzt eingesehen am 28.11.10

## **Abstract**

Die vorliegende Diplomarbeit beschäftigt sich mit dem Thema der deutschen Übersetzungen des philosophischen Romans *Candide*. Da dieses französische Werk über 25 Mal in die deutsche Sprache übersetzt wurde und in den letzten Jahren 2 Mal neu übersetzt wurde, stellt sich die Frage, ob die Notwendigkeit an Neuübersetzungen noch gegeben ist. Im ersten Teil der Arbeit wird ein übersetzungstheoretischer Überblick gegeben. Es folgen allgemeine Informationen zum Werk, dem Autor und den verschiedenen Übersetzungen. Den Hauptteil bildet eine Übersetzungsanalyse. Dabei werden 5 ausgewählte deutsche Übersetzungen, darunter zwei Neuübersetzungen aus den Jahren 2003 und 2006, exemplarisch mit dem französischen Originaltext verglichen und analysiert. Die behandelten Beispiele enthalten unter anderem allgemeine Übersetzungsschwierigkeiten, Probleme, die beim Übersetzen von älteren Texten auftreten und stilistische Besonderheiten des Romans.

# Lebenslauf

## Persönliche Daten:

Name: Andrea Reitinger  
Geburtsdatum: 4.7.1986 in Feldkirch  
Staatsbürgerschaft: Österreich

## Ausbildung:

seit 2004 Studium der Vergleichenden  
Literaturwissenschaft  
an der Universität Wien.  
Studium der Skandinavistik als Freies  
Wahlfach  
2004 Matura am Brg Berndorf  
1996 - 2004 Brg Berndorf  
1992 - 1996 Volksschule Leobersdorf

## Berufserfahrung:

seit Februar 2011 Vollzeitanstellung als 1st Level Support bei  
der Funstage Spielewebseiten  
Betriebsges.m.b.H  
Juli 2009 - Januar 2011 Freie Dienstnehmerin als französischer 1st  
Level Support bei der Funstage  
Spielewebseiten Betriebsges.m.b.H

2005 - 2009	Nachhilfeunterricht in Französisch, Englisch und Deutsch
August 2006	Ferialpraktikum im Gemeindeamt Leobersdorf
2003	Aushilfstätigkeit in Bäckerei

**Sprachen:**

Englisch und Französisch verhandlungssicher  
Schwedisch und Norwegisch gute  
Sprachkenntnisse  
Spanisch Grundkenntnisse